

Separatum aus:

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS 3



*Mareike von Müller / Michael Schwarzbach-Dobson
(Hrsg.)*

Brüchige Finalität. Erzähl- und kulturhistorische Perspektiven auf das Ende in vormoderner Kleinepik

Publiziert im Dezember 2024.

Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben von Prof. Dr. Anja Becker (Bremen) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online in der University of Oldenburg Press unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die BmE Sonderhefte ›Brevitas‹ sind das Publikationsorgan der ›Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinepik – Brevitas‹. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Prof. Dr. Anna Mühlherr, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Patrizia Barton, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Dr. Michael Schwarzbach-Dobson) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>

ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Dimpel, Friedrich Michael: Kausalität verabschieden. Lineare gender-Gerechtigkeit und der Weg zum Ende in der ›Buhlschaft auf dem Baume‹, in: von Müller, Mareike/Schwarzbach-Dobson, Michael (Hrsg.): Brüchige Finalität. Erzähl- und kulturhistorische Perspektiven auf das Ende in vormoderner Kleinepik, Oldenburg 2024 (Brevitas 3 – BmE Sonderheft), S. 291–353 (online).

Friedrich Michael Dimpel

Kausalität verabschieden

Lineare gender-Gerechtigkeit und der Weg zum Ende in der
›Buhlschaft auf dem Baume‹

Abstract. Nach einer Diskussion der wissenschaftstheoretischen Positionen von David Hume und John L. Mackie wird ›Kausalität‹ als literaturwissenschaftliche Kategorie verworfen: Kausalitätsattributionen zu Erzähltexten bleiben meist individuelle Spekulationen, da notwendige und hinreichende Bedingungen sowie die Regularitätsannahmen nicht verlässlich gefasst werden können. In der ›Buhlschaft‹ werden Kausalitätsannahmen der Figuren der Lächerlichkeit preisgegeben. Dennoch wird der Text stringent und auch in axiologischer Hinsicht plausibel zu einem Ende geführt, bei dem der finale Erfolg die Ehefrau für ihr Leid am Textbeginn entschädigt. Mit der Fiktion einer freiwilligen dauerhaften Affäre mit Petrus bestraft sie den Blinden für die Einschränkung ihrer körperlichen Selbstbestimmung und rächt die Quaken, die er ihr mit dem *eisen halfter* zugefügt hat.

Einleitung

In dieser Studie wird untersucht, auf welchen Wegen Texte zu ihrem Ende geführt werden können. Während das finale Erzählen von Harald Haferland (etwa 2014, S. 86 und passim) als oft spezifisch für vormodernes Erzählen beschrieben wird, wird eine plausible Motivierung von vorn in vormodernen Texten oft als unzureichend empfunden. Dabei spielt das Konzept der Kausalität eine zentrale Rolle, die häufig mit einer Motivierung von vorn gleichgesetzt wird. Doch ist, wie in Kapitel 1.1 dargelegt wird, Kausalität in Anschluss an David Hume ontologisch nicht greifbar und darf nur

als spekulative Gedankenverknüpfung gelten: Beobachtbar sind nur Sachverhalte, Sukzession und Kontiguität, nicht aber die Art der Verknüpfung zwischen den Sachverhalten. Wissenschaftstheoretische Überlegungen zu notwendigen und hinreichenden Bedingungen führen zu einem erweiterten Kausalitätsbegriff nach John Mackie und der sog. INUS-Bedingung, die im Kapitel 1.2 vorgestellt wird: Doch auch mit diesem Konzept kann weder das Problem der zahllosen Zusatzannahmen gelöst werden, die notwendig sind, wenn man beschreiben will, wie A zu B führt; noch kann zuverlässig angegeben werden, aufgrund welcher Regularitäten dies erfolgt. In 1.3 wird diskutiert, welche Probleme auftreten, wenn kausale Strukturen in literarischen Texten nicht einfach nur behauptet werden sollen, sondern wenn eine Rückbindung an notwendige und hinreichende Bedingungen sowie an Regularitäten erfolgen soll: Ontologische Aussagen über Kausalität in erzählten Welten können auch aufgrund einer mangelnden Überprüfbarkeit von relevanten Regeln kaum getroffen werden. Im Abschnitt 1.4 wird nach einer Sichtung der Weise, wie die Forschungsliteratur den Kausalitätsbegriff verwendet, dafür plädiert, auf den offenbar in jeder Hinsicht unbefriedigenden Begriff zu verzichten und stattdessen lineare Strukturen im Sinn einer Motivierung von vorn zu examinieren, die gerade keine zwingend kausale Motivierung sein muss. Während die Textanalyse bei einer Suche nach kausalen Zusammenhängen auf das Innere von erzählten Welten begrenzt bleiben würde, kann bei einem Verzicht auf Kausalität auch beschrieben werden, wie kompositorische Elemente einer stringenten linearen Motivierung dienlich sind. Mit Verknüpfungen, die im Dienst von Plausibilität, Wahrscheinlichkeit und linearer Stringenz stehen, lassen sich Textphänomene analysieren, die bei einer vorschnellen Zuschreibung von Finalität durchs Analyseraster fallen. Wenn dabei keine harten $A \rightarrow B$ führt zwingend zu $B \leftarrow A$ -Strukturen vorausgesetzt werden, dürfte ein solcher Zugriff besser mit narrativen Strukturen vermittelbar sein: Anders als Sachtexte streben Erzählungen das intendierte Ende auch über bildliche Darstellungsweisen,

Andeutungen oder ambige Phänomene an; nicht über logische Schlussfolgerungen, sondern auch über bruchanfällige Logiken, bei denen gleichwohl oft genug eine lineare Konsequenz erkennbar ist.

Diese Überlegungen werden im zweiten Teil anhand der ›Buhlschaft auf dem Baume‹ im Rahmen einer Textanalyse erprobt. In dem Märe bittet Petrus Christus, den Blinden sehend zu machen, damit er den Ehebruch seiner Frau bestrafen kann. Dazu schreibt Susanne Reichlin:

Petrus' Entwurf steht für eine kausale Motivierung: Werden die Ausgangsbedingungen verändert, so ergibt sich – gemäß kausalen Gesetzen – auch ein anderes Ergebnis. Gott hingegen scheint seine Erzählalternative aufgrund von Gattungsgesetzmäßigkeiten zu entwickeln: Ehefrauen sind ›immer‹ listig und untreu, Ehemänner auch sehend blind. (Reichlin 2010, S. 264)

Dass Ehefrauen im Schwankmäre oft listig und untreu sind, mag als statistische Korrelation fassbar sein. Dass diese Eigenschaften im Schwankmäre »immer« vorliegen, sei dahingestellt, allerdings stellt Reichlin nur Mutmaßungen darüber an, dass die Motivierung der Figur Gott in Gattungsgesetzmäßigkeiten zu sehen sein könnte – gut möglich ist, dass die Besonderheit der Figur Gott es mit sich bringt, über metaleptische Limitierungen erhaben zu sein. Wichtiger ist mir der Hinweis zur kausalen Motivierung: Petrus glaubt offenbar, wenn Christus eingreift, wird eine bestimmte Folge eintreten. Dabei setzt die Figur offenbar einen kausalen Zusammenhang zwischen dem Eingreifen und dem angenommenen Folgeereignis voraus. □ Das erwartete Folgeereignis tritt aber gerade nicht ein. Solche unmittelbaren Kausalitätsannahmen werden – so meine These – in der Buhlschaft geradezu programmatisch durchgestrichen.

Die Forschung hat bislang übergangen, dass der Blinde seine Frau mit dem *eisen halfter* gequält hat. Nach ihrem Seitensprung und all ihren Lügen bleibt die Frau straflos – eine solche Schlussgebung konnte kaum als linear plausibel motiviert oder als gerecht eingestuft werden. Klammert man jedoch die initiale Folter nicht aus, so kann man es als konsequent

einstufen, wenn die Frau nicht nur die Fremdbestimmung über ihren Körper mit Hilfe des Studenten überwindet, sondern wenn sie auch im Diskurs mit Petrus das Thema Beilager so umbesetzt, dass ihr fiktiver fortgesetzter Ehebruch mit Petrus nur dazu führt, dass der Ehemann Petrus bestrafen will, weil der Ehemann der Frau seine Heilung zuschreibt. Bei der Textanalyse lässt sich daher eine lineare Stringenz herausarbeiten, wenn man in der Analyse nicht den limitierten Perspektiven von Ehemann und Petrus zu viel Gewicht einräumt. Das Märe erreicht sein Ende weniger auf einem Weg der Kontingenz; vielmehr arbeitet der axiologische Ausgleich bei gender-Fragen einer plausiblen Motivierung von vorn zu. Allerdings bleiben am Ende doch auch Irritationsmomente stehen, wenn unklar ist, ob der Ehefrau vergeben werden kann, und wenn, entgegen der ausgestellten Vergabungsautomatik, der Dichter am Ende dann doch mit der Hoffnung auf göttliche Gnade schließt.

1. Kausalitätskonzepte

Kausalitätsbehauptungen werden alltagssprachlich oft im Sinn von ›singulären Kausalsätzen‹ verwendet wie »die Ernte wurde vernichtet, weil es vier Wochen unaufhörlich regnete« (Stegmüller 1983, S. 503). Solche Aussagen kann man »als rudimentäre kausale Erklärungen interpretieren, d. h. als meist mehr oder weniger unbeholfene, mehr oder weniger unbefriedigende Versuche, bestimmte Phänomene oder Vorgänge kausal zu erklären oder Erklärbarkeitsbehauptungen darüber aufzustellen.« (Stegmüller 1983, S. 503) Oft entpuppen sich solche Behauptungen als massive Verkürzungen, die nicht alle relevanten ermöglichenden Faktoren und hinreichenden Bedingungen thematisieren.

1.1 Die Nicht-Wahrnehmbarkeit von Kausalverbindungen nach David Hume

Dieser sprachliche Befund könnte damit korrespondieren, dass nur Ereignisse oder Sachverhalte wie »Regen → Missernte« empirisch beobachtet werden können, nicht aber eine womöglich vorhandene kausale Verknüpfung zwischen diesen Ereignissen. Bereits David Hume hat darauf hingewiesen, dass es sich bei dieser Art der Verknüpfung lediglich um eine Spekulation handelt; neben den Ereignissen selbst können nur Sukzession und Kontiguität beobachtet werden (Hume 1978, S. 104), wenn etwa die Bewegung eines Körpers, der auf einen anderen trifft, als ›Ursache‹ für die Bewegung des zweiten Körpers betrachtet wird (Hume 1978, S. 103) – etwa bei Billardkugeln (vgl. Kulenkampff 1989, S. 88; Stegmüller 1983, S. 510; Peplies 2021, S. 45). Eine Kausalitätsannahme ist daher für Hume eine »Gedankenverknüpfung«, bei der wir »eine Beziehung zwischen Ursache und Wirkung denkend verwirklichen.« (Hume 1978, S. 116)

Bei der Erforschung der kausalen Verknüpfung lasse uns, so Hume (1978, S. 123), »unsere Vernunft im Stich«, da wir nie beweisen können, dass Gegenstände außerhalb des Bereichs unserer Erfahrung sich ebenso verhalten wie Gegenstände innerhalb unseres Erfahrungsbereichs:

Unsere ganze Kenntnis vom Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen besteht in dem Bewußtsein, daß gewisse Gegenstände immer miteinander verbunden gewesen sind und sich in allen früheren Fällen als untrennbar erwiesen haben. Wir können in den Grund dieser Verbindung nicht eindringen, wir beobachten nur die Sache selbst; wir finden zugleich, daß die beständige Verbindung der Gegenstände stets eine Verknüpfung derselben in der Einbildungskraft bedingt. (Hume 1978, S. 125, ähnlich S. 211 und S. 230)

Besonders pointiert Vießmann (1976, S. 34): »Man könnte in diesem Sinne die Rede von Ursache und Wirkung als einen Aberglauben bezeichnen, der durch zufällige Konditionierung entsteht.« Es lasse »sich zwischen Ursache

und Wirkung jedoch keine notwendige Verknüpfung nachweisen. Die Ontologie der Kausalität lässt sich demnach nicht ergründen.« (Ebd., S. 36)

Über die erkenntnistheoretische Vorsicht hinaus ist Humes Position deshalb wichtig, weil er darauf hingewiesen hat, dass auch im spezifischen Fall eines singulären Kausalsatzes eine allgemeine Regularitätsannahme impliziert ist: »Nicht nur in diesem Fall, sondern immer folgt auf ein Objekt (oder ein Ereignis) der einen Art auch eines der zweiten Art. Das ist die sogenannte Regularitätsauffassung vom Wesen der Beziehung zwischen Ursache und Wirkung.« (Kulenkampff 1989, S. 85)

Während bei anderen Aussagen wie »der Käse liegt im Kühlschrank« (Beispiel nach Stegmüller 1983, S. 513) die konkreten Einzelfälle rasch verifiziert werden können, wird in einer singulären Kausalitätsbehauptung »die Existenz von Gesetzen vorausgesetzt, ohne deren Gültigkeit die vorliegende Kausalbehauptung unrichtig wäre.« (Stegmüller 1983, S. 513) Eine Kausalitätszuschreibung ist in diesem Sinn eine weitreichende Aussage, die auch die Gültigkeit der angenommenen Regularitäten in aller Zukunft umfasst; der Zusammenhang ist also »kein zufälliger, sondern ein permanenter: auf Ereignisse von der Art A werden stets Ereignisse von der Art B folgen.« (Stegmüller 1983, S. 511)

Da Hume jedoch diese Regularitäten zwar als notwendig impliziert benennt, aber nicht ausführt (vgl. Stegmüller 1983, S. 519), versucht Stegmüller (1983, S. 520–533), diese ›Kausalgesetze‹ zu explizieren: Um kausale von nichtkausalen Gesetzen zu unterscheiden, müssten sie Merkmale aufweisen, die eben diese Unterscheidung erlauben (S. 519); als Minimalforderung müssten sie das Merkmal »deterministisch« aufweisen (S. 520). Weiterhin sind Kausalgesetzen beschreibbar hinsichtlich der Merkmale ›quantitativ‹, Zeit, Realitätsstufe, Homogenität von Zeit und Raum, Stetigkeit und Fern- bzw. Nahwirkung (S. 528–532). Allerdings ist diese »Explikation« (S. 533) lediglich eine »Liste potentieller Merkmale des Begriffs des Kausalgesetzes« (S. 532), die »verschiedene dieser Begriffsmerkmale nicht scharf definiert, sondern nur ungefähr« kennzeichnet. (S. 533)

In der Tat hilft diese Liste nur auf einem metatheoretischen Niveau weiter; das Problem, wie man Regularitätshypothesen zu Regeln, die von singulären Kausalsätzen impliziert werden, rekonstruiert und auf ihre Gültigkeit hin überprüft, wird damit nicht gelöst. Etwas hilfreicher dafür ist es, dass die Forschung nach David Hume Kausalität mit notwendigen und hinreichenden Bedingungen in Verbindung gebracht hat. Notwendige Bedingungen sind Bedingungen, ohne die ein Folgeereignis nicht eintreten kann: Damit ein grippaler Infekt eintreten kann, ist eine Infektion mit einem Krankheitserreger (etwa ein Virus) notwendig. Allerdings kann der Körper über Abwehrkräfte verfügen, so dass kein Infekt ausbricht. Die Infektion ist keine hinreichende Bedingung für den Krankheitsausbruch; es führt in diesem Fall also keine Kausalkette von der Infektion zum grippalen Infekt. Wenn ein Mensch mit einer großkalibrigen Gewehrkugel einen Durchschuss durch die Mitte des Schädels erleidet, ist eine hinreichende Bedingung für den Tod der Person gegeben. Allerdings gibt es noch viele andere Todesarten, ein Durchschuss ist also keine notwendige Bedingung für den Tod. Kriemhilds Schönheit (>Nibelungenlied<, 1, HS B) ist notwendig dafür, dass viele Helden sterben, aber nicht hinreichend (vgl. etwas komplexer hierzu Knapp 2013, S. 191).

Wenn es sich beim Ereignis E1 um eine notwendige und zugleich um eine hinreichende Bedingung für das Folgeereignis E2 handelt, wird man eher einer Kausalhypothese zugeneigt sein, doch das ist in vielen Fällen nicht so einfach: Wenn ich auf einen Lichtschalter drücke, geht das Licht an – könnte man auf den ersten Blick meinen. Es sei denn, der Lichtschalter steht bereits auf »An«, Leuchtmittel, Leitungen oder Schalter sind defekt, kein Strom ist verfügbar, etc. Solche Randbedingungen sind oft eine Voraussetzung für das Eintreten von Folgeereignissen. Der Druck auf den Lichtschalter alleine ist also doch nicht hinreichend, um Ereignis E2 zu verursachen.

Dass solche Randbedingungen bei singulären Kausalsätzen mit bedacht sind, ist eher die Ausnahme: Gegenstände fallen nur dann nach unten, wenn

man sich nicht an einem Ort ohne Schwerkraft befindet und wenn keine Kräfte am Werk sind, die der Schwerkraft entgegenwirken – wie etwa ein starker Ventilator, der von unten nach oben bläst. Es genügt also in der Regel nicht, E1 und E2 isoliert zu betrachten. Zudem ist oft eine notwendige Bedingung nicht identisch mit einer hinreichenden Bedingung. Tim Adrian Peplies schreibt in Anschluss an den Physiker Ernst Mach, der ebenfalls grundsätzlich die Existenz von Kausalverhältnissen bestreitet (Peplies 2021, S. 48), dass »sich unendlich viele Umstände aufzählen lassen, die sich nicht ändern dürfen, damit ein bestimmtes Ereignis eine bestimmte Wirkung erzielt«, da die »Welt, physikalisch betrachtet, niemals dieselbe ist« (ebd.); Stegmüller (1983, S. 508) spricht von »Myriaden von Bedingungen [...], die gegeben sein müssen, damit ein Ereignis stattfindet, wenn wir von Ursache reden.«

1.2 Probleme der INUS-Bedingung

Um solchen Problemlagen gerecht zu werden, hat der australische Philosoph John Mackie die sogenannte INUS-Bedingung eingeführt – »an *insufficient* but *necessary* part of a condition which is itself *unnecessary* but *sufficient* for the result« (Mackie 1965, S. 245; Hervorhebung im Original) Nach dieser INUS-Bedingung kann ein elektrischer Kurzschluss über mehrere Schritte als Ursache für einen Hausbrand angesehen werden (Beispiel nach Stegmüller 1983, S. 592): Ein Kurzschluss allein muss nicht notwendig zu einem Hausbrand führen, beispielsweise dann nicht, wenn eine Sprinkleranlage vorhanden ist. Aber der Kurzschluss ist für die erweiterte Bedingung ›Kurzschluss und brennbares Material und Fehlen einer Sprinkleranlage‹ notwendig – hier werden also drei Sachverhalte zu einer komplexen Bedingung zusammengefasst. Für diese erweiterte Bedingung ist der Kurzschluss nicht hinreichend, weil dafür noch das brennbare Material und das Fehlen einer Sprinkleranlage benötigt wird. ›Kurzschluss und brennbares Material und Fehlen einer Sprinkleranlage‹ ist nicht notwendig für

den Brand, weil ein Haus auch aus anderen Gründen brennen kann, jedoch wird diese erweiterte Bedingung als hinreichend für den Brand beschrieben – eine INUS-Kette.

Allerdings ist auch diese Ereigniskette noch zu knapp umrissen, denn als Randbedingungen müssen etwa ›kein FI-Schalter‹, keine Personen mit Feuerlöscher etc. erfüllt sein. Problematisch an solchen INUS-Bedingungen ist, dass oft viele Randbedingungen erfüllt sein müssen, die zwar häufig, aber nicht zwangsläufig erfüllt sind, so dass man sich eher im Bereich der statistischen Korrelation als im Bereich der Kausalität befindet. Zudem ist es oft schwierig oder unmöglich, vollständig zu ermitteln, welche Randbedingungen erfüllt sein müssen, damit die erweiterte INUS-Bedingung hinreichend für eine Wirkung sein kann.

Mackie hat solche Randbedingungen, bei denen es sich zwar ebenfalls um notwendige Bedingungen handelt, in eine Konstruktion abgeschoben, die als ›kausales Feld‹ bezeichnet wird: Häufig werden Kausalitätsvermutungen von Akteur*innen in einer bestimmten Konstellation angestellt, bei dem das Interesse der Akteur*innen nur bestimmten Sachverhalten oder Ereignissen gilt, während bei allen anderen unterstellt wird, dass bestimmte Gegebenheiten vorliegen (wie etwa ›normale‹ Gegebenheiten, was auch immer man darunter verstehen mag). In einer solchen Kausalaussage wäre eine Ursache ›nicht einfach ein *Ereignis*, sondern vielmehr ein *Ereignis-in-einem-bestimmten-kausalen-Feld*.‹ (Stegmüller 1983, S. 585, Hervorhebung im Original)

Das Konzept des kausalen Feldes schließt Probleme mit womöglich nicht erfüllten notwendigen Bedingungen auf dem Weg der formalen Definition aus: Alle Störfaktoren bzw. unerfüllten Voraussetzungen werden in das kausale Feld ausgelagert – Akteur*innen, die eine Kausalattribution vornehmen, müssen in diesem Rahmen gar nicht erst darüber nachdenken, welche womöglich hochrelevanten und unberücksichtigten Gegebenheiten als nicht-erfüllte notwendige Bedingung fehlen könnten. Eine solcherart verstandene

Kausalität ist in derart hohem Maße vom subjektiven Interesse der Akteur*innen abhängig, dass zu fragen ist, ob ein Konzept im Hintergrund steht, das Kausalität selbst als subjektives und damit als ein zumindest graduell beliebiges Phänomen denken würde. Wenn es beliebig ist, ob ein Sachverhalt als notwendige Bedingung oder nur als Teil des kausalen Feldes eingestuft wird, lässt sich mit Peplies (2021, S. 51) die »Unterscheidung zwischen kausalem Feld und Ursachen als grundsätzlich willkürliche Angelegenheit« problematisieren. Auch Mackie selbst hat konstatiert: »It is in general an arbitrary matter whether a particular feature is regarded as a condition (that is, as a possible causal factor) or as part of the field« (Mackie 1965, S. 249).

Die Beschreibung der INUS-Kette zeigt immerhin, dass sowohl notwendige als auch hinreichende Bedingungen für die Beschreibung von Kausalität obligatorisch sind: Ohne die notwendigen Bedingungen kann ein Folgeereignis nicht eintreten. Wenn nur notwendige Bedingungen, aber keine Regeln dafür vorliegen, warum bspw. eine erweiterte Bedingung hinreichend für ein Folgeereignis ist, ist eine Kausalitätszuschreibung problematisch: Wenn notwendige Bedingungen vorliegen, die statistische Wahrscheinlichkeit für das Eintreten des Folgeereignisses jedoch bei 1% liegt, würde man auch im konkreten Fall nicht von Kausalität sprechen; in der Prüfstatistik würde man das Eintreten des konkreten Falls dem Zufall zuschreiben.

Zurück zum Kurzschluss-Beispiel: Unabhängig von den Problemen des kausalen Feldes ließe sich argumentieren, dass in einem konkreten Fall tatsächlich auf einen Kurzschluss bei brennbarem Material ein Brand gefolgt ist und dass ein Zusammenhang besteht. Ist das jedoch Kausalität? Beobachten lassen sich nur Kurzschluss, brennbares Material und Brand – stets ist ein kausaler Konnex empirisch nicht greifbar. Wie überzeugend kann es sein, wenn man mit Hilfe der INUS-Bedingung in einem konkreten Fall eine Kausalitätsaussage trifft? Wie wollte man diese INUS-Konstellation von Fällen abgrenzen, in denen es um zufällige Koinzidenzen oder um

Ereignisse geht, die nicht stets eintreten müssen, weil nur statistische Korrelationen im Hintergrund stehen und womöglich völlig andere Faktoren relevant sind – wie etwa in dem beliebten Storch-Geburten-Beispiel (vgl. etwa Matthews 2000) oder im Speiseeis-Badeunfall-Beispiel?² Ausführlich in der Endnote vorgestellt wird eine problematische INUS-Behauptung zum Zusammenhang von Heimaufenthalt und erhöhter Straffälligkeit von Jugendlichen im Dorsch-Lexikon der Psychologie.³

Wenn man keine gültigen und einschlägigen Regeln finden kann, bleiben nur die Verknüpfungsformen Sukzession, Kontiguität oder Koinzidenz. Bei einem Einzelfall, zu dem es keine Regeln gibt, kann man nicht unterscheiden, ob ein Konnex von Anfangsereignis und mutmaßlichem Folgeereignis auf einem Zufall, auf statistischer Wahrscheinlichkeit oder auf Kausalität beruht.

Kausalattributionen implizieren also permanent gültige Regeln. Doch welche allgemeinen Regeln wären das? Immer wenn Kurzschluss, brennbares Material und das Fehlen einer Sprinkleranlage gegeben sind, kommt es zum Hausbrand? Bräuchte man ein Set von genaueren Regeln wie: Kurzschlüsse führen in einem kritischen Ausmaß zu Funkenschlag – geschieht dies bei Kurzschlüssen immer? Wie sähe das kausale Feld für solche Regeln aus? Etwa so: Wenn auch darüber hinaus alle anderen möglichen Bedingungen erfüllt sind, die dafür notwendig und hinreichend sind, dass in dieser Konstellation ein Hausbrand eintritt? Abgesehen von einem gewissen Zirkularitätsverdacht ließe sich fragen, welche Aussagekraft solcherart eingeschränkte Regeln noch aufweisen; die Alternative wäre, über die zitierten ›Myriaden‹ von Einzelregeln und Bedingungen nachzudenken.⁴

Vießmann merkt an, dass die mangelnde Prüfbarkeit, ob jetzt bekannte Regeln auch in der Zukunft gelten würden, auch auf der Regel-Ebene zu Problemen führt: Wenn künftig Gegenbeispiele auftreten würden, könnten bislang beobachtete Regelmäßigkeiten nur auf dem Zufall beruhen. »Auch

eine Verfeinerung mittels Mackies INUS-Modell würde lediglich die Komplexität erhöhen, aber keinerlei Erkenntnismehrwert liefern.« (Vießmann 1976, S. 38)

Das Schreibportal der Universität Leipzig schreibt sehr blumig: »Der König unter den Fehlschlüssen ist die Korrelation als Kausalität«. ⁵ In den statistisch arbeitenden Sozialwissenschaften gehört es, so Peplies (2021, S. 17), zu den Grundlagen, »dass ein Unterschied zwischen Korrelationen und Kausalität besteht. Es ist kaum vorstellbar, dass in der Methodenlehre und in Einführungskursen in die Statistik nicht darauf hingewiesen wird, dass Korrelation keine Kausalität impliziert. Im Lateinischen nennt man den Fehlschluss von der Koinzidenz auf ein Kausalverhältnis *cum hoc ergo propter hoc* (mit diesem, folglich deswegen) und es dürfte wenige Mitglieder der wissenschaftlichen Gemeinschaft geben, die nicht von der Möglichkeit dieses Fehlschlusses wissen.« Peplies (2021, S. 17–42) examiniert eingehend statistische Signifikanztests, die mitunter in Kausalaussagen überführt werden, sowie kausale Graphen. Er kommt zu dem Ergebnis: »Algorithmengenerierte kausale Graphen beruhen massiv auf der Berechnung von Korrelationen und statistischer Signifikanz und bilden bestenfalls mögliche kausale Strukturen unter einer gegebenen Wahrscheinlichkeitsverteilung ab. Von der Überwindung der Korrelations-Kausalitätskluft kann deswegen keine Rede sein.« (Ebd., S. 42)

1.3 INUS und literarische Erzähltexte?

Beim Verstehen von literarischen Texten ist man häufig darauf angewiesen, als Rezipient Hypothesen zu Regelmäßigkeiten aufzustellen. Jannidis (2004, S. 76) hat solche Hypothesen in Anschluss an Charles Peirce als abduktive Inferenzen bezeichnet: Man schließt von »einem Ergebnis und der Regel auf den Fall.« Wenn in Thomas Manns ›Buddenbrooks‹ der Senator »mit einem kleinen Ruck den Kopf erhob und eine Sekunde lang heil, fest und freundlich in das Gesicht Frau Iwersens blickte« (Jannidis 2000, S. 338),

kann man aus dem Ergebnis (»Thomas Buddenbrook bewegt sich ohne ersichtlichen Anlaß ruckhaft«) und der Regel (»Menschen, die ›sich innerlich einen Ruck geben‹, signalisieren das körperlich«) auf das schließen, was der Fall ist: »Thomas Buddenbrook verrät durch sein körperliches Verhalten, daß er sich innerlich ›einen Ruck gibt‹« (Jannidis 2000, S. 344). Solche abduktiven Inferenzen sind, »ökonomisch, weil sie mit wenig Aufwand Kommunikation ermöglichen« (Jannidis 2004, S. 79). Das Problem mit abduktiven Inferenzen ist jedoch, so Jannidis (2004, S. 77), dass es »ganz dem Ratevermögen des Rezipienten überlassen« ist, zu entscheiden, »welche Regel nun herangezogen werden muß, um den unsicheren Schluß zu ziehen«. Diese Unsicherheit verstärkt sich bei literarischen Texten: »Die abduktive Inferenz ist an drei Stellen fallibel: Es kann etwas als Zeichen betrachtet werden, das gar keines ist. Die herangezogene Regel kann falsch sein oder zu weit bzw. zu eng formuliert. Der Schluß kann falsch sein.« (S. 79)

Mit analogen Problemen muss man kalkulieren, wenn man versucht, Regeln, die bei Kausalzuschreibungen impliziert werden, in Bezug auf literarische Texte zu beschreiben. Während man in der Realität kaum postulieren kann, dass implizierte Regeln auch in aller Zukunft gelten, könnte man sich mit Blick auf ein pragmatisches Verständnis von Kausalität im Sinne einer Minimalposition auf Regeln limitieren, die noch nicht falsifiziert worden sind – zumindest in Fällen, in denen eine experimentelle Überprüfung in Form einer Wiederholung eines konkreten Falls von angenommener Kausalität möglich ist (und wenn man das oben referierte Problem ausblendet, dass die Welt aus Perspektive der Physik nie die gleiche ist). Bei literarischen Texten stellt sich jedoch das Problem ein, dass eine Überprüfung durch Wiederholung in der erzählten Welt nach deren Weltregeln nicht möglich ist – selbst mehrfach gleichgelagerte Fälle im gleichen Text etablieren nicht zwingend universell gültige Regeln; man denke etwa an Märchen, in denen auf zwei gleichartige Sachverhalte oft ein ähnlicher

dritter folgt, bei dem sich jedoch ein anderes Ergebnis einstellt. In literarischen Texten lässt sich aufgrund der prinzipiellen Unvollständigkeit von erzählten Welten weder eine Regel nachprüfen, noch nachprüfen, ob zu einem konkreten Fall alle relevanten Umstände erzählt wurden; dadurch lässt sich auch in der realen Welt keine wiederholende Überprüfung mit identischen Bedingungen bzw. identischem kausalem Feld durchführen.

Wichtig ist die Unterscheidung zwischen a) den Eigenschaften von erzählten Welten und b) individuellen Rezeptionsvorgängen. Aussagen auf deskriptiver Ebene (a) über Verbindungen zwischen zwei Sachverhalten in der erzählten Welt wie Kausalattributionen stellen Behauptungen dar, dass Kausalität in der erzählten Welt vorhanden sei.⁶ Aussagen über Rezeptionsvorgänge (b), etwa bei abduktiven Inferenzen, sind meist ungemein förderlich für ein Verständnis der Texte, ohne dass damit Aussagen über Fakten in der erzählten Welt einhergehen. Alle Rezipient*innen können die Aussage treffen, dass sie eine Ereignisabfolge kausal verstehen würden; dabei handelt es sich jedoch nicht um textbeschreibende Aussagen. Hume bemüht zur Erklärung solcher Aussagen psychologische Vorgänge: Menschen würden bei wiederholter Beobachtung dazu neigen, anzunehmen, dass solche Ereignisabfolgen stets eintreten würden. »Eine Verknüpfung im Denken hielten wir nun für eine Verknüpfung in der Welt.« (Kulenkampff 1989, S. 90)

Wenn hier davor gewarnt wird, ontologische Aussagen über Kausalität in erzählten Welten auch angesichts der mangelnden Überprüfbarkeit von Regeln zu treffen,⁷ ist damit allerdings nicht gesagt, dass man für das Textverständnis und für interpretative Aussagen keine nicht-explizierten Weltregeln heranziehen darf, zumindest solange, wie üblicherweise geltende Weltregeln nicht im Text dispensiert sind (vgl. Jannidis 2004, S. 72). Solche rezeptionsseitigen Annahmen fußen jedoch im Gegensatz zu faktischen Aussagen auf spekulativen oder probabilistischen Weltmodellen (Dimpel 2011, S. 154–157).⁸ Kausalattributionen, die nicht auf expliziten Aussagen

des Erzählers zu Kausalitäten beruhen, sind in ähnlicher Weise problematisch wie Aussagen über die Zahl der Kinder von Lady Macbeth (zu letzterem etwa Jannidis 2004, S. 211f.).

Wenn ein Rezipient einen Zusammenhang von Parzivals Sozialisation und den Ratschlägen seiner Mutter und dem Ring- und Kussraub an Jeshute sieht, trifft er plausible interpretative Annahmen – es ist unwahrscheinlich, dass viele Rezipient*innen bestreiten würden, dass es sich dabei um eine linear stimmige Motivierung ›von vorn‹ handelt. Aussagen zu einer stimmigen Motivierung beruhen wiederum auf Wahrscheinlichkeitseinschätzungen, es handelt sich nicht um faktisch-deskriptive Aussagen, sondern um probabilistische Aussagen. Wären darüber hinaus die Sozialisation und die Ratschläge der Mutter als erweiterte INUS-Bedingung anzusehen, die hinreichend für den Ring- und Kussraub wären, falls man doch eine Kausalitätsattribution vornehmen wollte? Wie aber wollte man dieses ›hinreichend‹ überprüfen? Wären weitere ermöglichende Faktoren notwendig? Könnte man nicht trotz fehlendem Wissen über adelige Kommunikationsregeln so viel Anstand haben, Küsse und Ringe nicht gegen den Widerstand der Dame zu rauben? Wäre ein draufgängerischer Charakter nötig, der noch nicht zu situationsadäquaten Reflexionen fähig ist? Solche Bedingungen, die weitgehende interpretative Annahmen oder gar Spekulationen zu einem Psychogramm der Figur enthalten, könnten für den konkreten Fall kaum als gültig erwiesen werden; noch schwieriger wird es, wenn man allgemeine Regularitäten vom Typ ›immer gilt...‹ auffinden wollte.⁹

Wenn Literaturwissenschaftler*innen von Kausalität schreiben, geht es oft genug nur um Phänomene wie um eine Motivierung ›von vorn‹, um Figurenhandlungen, die zur Figurenpsyche stimmig sind, oder um bloße Abfolgen im Sinne von *post hoc, ergo propter hoc*, die freilich Kausalität suggerieren können, zumal dann, wenn Rezipient*innen wissen können, dass ähnliche Abfolgen bereits des Öfteren in realweltlichen Erfahrungen zu beobachten waren. Warum sollte ein Erzähler auch schreiben: ›Die Uhr schlug

zwölf. Er verließ den Raum – wenn damit nicht zumindest ein probabilistischer Zusammenhang nahegelegt werden sollte? Von expliziter Kausalität ist aber nichts gesagt. Deshalb war es mir in zwei Aufsätzen wichtig, den Begriff Kausalität als Gegenpol zu finalem Erzählen zu verabschieden und ihn durch Linearität zu ersetzen.¹⁰ Kausalität durch Linearität zu ersetzen hat u. a. auch den Vorteil, dass es nicht mehr notwendig ist, Verknüpfungen und Äquivalenzen, die etwa durch metonymisch-paradigmatische Erzähltechniken realisiert werden, vorwiegend einem finalen Erzählen zuzurechnen (dafür votieren u.a. Haferland/Schulz 2010, S. 11–14, Haferland 2005, S. 346). Dort, wo die Forschung Kausalitätsaussagen trifft oder von kausaler Motivierung spricht, findet man im Text meist nur Sukzession und Kontiguität; zudem sind vergleichbare Fälle auch andernorts beobachtbar.

Ein stark erweiterter Kausalitätsbegriff, der nur Sukzession, Kontiguität und Stimmigkeit umfasst und der auf regelbasierte und deterministische Konnexe verzichtet, realisiert keine Abgrenzung zu Phänomenen wie Sukzession und Kontiguität, für die es gerade eben diese Begriffe gibt; ein solcherart schwammiger Begriff ist wertlos. Mit Haferland (2005, S. 346) sei betont, dass Kontiguität von Kausalität zu unterscheiden ist, auch wenn ich anders als Haferland Kontiguität mindestens ebenso sehr im Dienst eines stimmigen Erzählens ›von vorn‹ sehe wie im Dienst eines finalen Erzählens.

Techniken wie Sukzession, Kontiguität, Merkmalsgleichheit, Kontraste, Wiederholungen etc. können wichtig dafür sein, dass Texte auch ›von vorn‹ als linear stimmig wahrgenommen werden können, und zwar auch dann, wenn nicht nur Figurenhandlungen in der erzählten Welt eine lineare Stimmigkeit erzeugen, sondern wenn auch übergeordnete Elemente wie Metaphorik dazu beitragen. Schöne Beispiele für ein solches linear und paradigmatisch kohärentes Erzählen, das eben auch plausible ›von vorn‹-Logiken herausarbeitet, findet man etwa bei Schulz (2000) und Friedrich (1996).

1.4 Kausalität in literaturwissenschaftlichen Forschungsbeiträgen

Von sinnvollen Kriterien wie Regeln und notwendigen sowie hinreichenden Bedingungen geben sich zahlreiche Forschungsbeiträge gänzlich unbeeindruckt, wenn sie, unkritisch Martínez/Scheffel folgend, von kausaler Motivierung und Kausalität sprechen. Ein frappierendes Beispiel ist der Sammelband von Peter Wenzel (2004) – ausgerechnet eine »Einführung in die Erzähltextanalyse«, in dem der Herausgeber im ersten Kapitel von »kausal sinnvoll miteinander verknüpften Ereignissen« (S. 10) schreibt. Kausalität wäre also ein Phänomen, für das nicht hinreichende Bedingungen und ein deterministischer Konnex wichtig wären, sondern nur etwas, das irgendwie sinnvoll wäre? Wie könnte ›Sinn‹ Kausalität begründen? Wild wird es in Kapitel 3, in dem pure Konnotation als Kausalität ausgegeben wird:

Desweiteren ist auch die Umwelt für die Figurenanalyse interessant. Wie beim äußeren Erscheinungsbild gibt es auch hier kausale Zusammenhänge: Ein einfach möbliertes Zimmer konnotiert Bescheidenheit; die Beschreibung Pemberleys kann als direkter Hinweis auf den wahren Charakter Darcys gelesen werden. (Bachorz 2004, S. 61)

Nach dieser Logik wäre alles, was ein Rezipient in beliebiger Weise mit etwas anderem in Verbindung bringen kann, kausal. Noch weiter geht Haupt im Raumkapitel: »So können Orte auch kausal bzw. konsekutiv-final, also zielgerichtet aufeinander folgend, verknüpft werden.« (Haupt 2004, S. 79) Während man meinen sollte, dass ein Raum kaum einen anderen Raum verursachen kann, geht es, wie die weiteren Formulierungen zum »Entwicklungsweg einer Figur« nahelegen, um interpretative Konstrukte von Rezipient*innen, für die die Räume als Ausgangspunkt und als Zuschreibungsort für Kausalität herhalten müssen.

Auch in der mediävistischen Forschung finden sich vielfach Kausalattributionen, die, näher besehen, eigentlich nicht einen regelgeleiteten Konnex mit deterministischen Merkmalen behaupten, sondern die schlicht eine

plausible lineare Motivierung ›von vorn‹ meinen; oft sind solche Attributionen *en passant* und ohne nähere Begründungen in größere Argumentationen eingebettet; vgl. etwa Wandhoff (1996, S. 189): »Das Spiel der Wiederholungen und Überbietungen von Motiven und choreographischen Figuren destruiert die straff erzählte und kausal motivierte Handlungsfolge, wie sie noch bei Chrétien begegnet«.

Noch problematischer sind Kausalitätsaussagen, wenn sie nicht nur auf zwei Ereignisse innerhalb der erzählten Welt bezogen werden, sondern wenn sie komplexe Sachverhalte verbinden; so etwa Wolfzettel zu Chrétien ›Erec et Enide‹: »Um den Anfang verkürzt, beginnt der Roman ›mediis in rebus‹ am Artushof und verbindet die Helferfunktion des jungen Erec kausal mit dessen Brautgewinnung und Heimkehr.« (Wolfzettel 1999, S. 125) Der Roman als Agens, der eine abstrahierte aktantielle (?) Funktion kausal mit weit auseinanderliegenden Ereignissen verknüpft? Natürlich verbindet Chrétien das nicht wörtlich, wir sind auf einer sehr abstrakten Ebene unterwegs. Sicherlich: Helferfunktion und Brautgewinnung haben irgendwie miteinander zu tun. Aber kausal? Hilft Erec nicht Enide zunächst eher deshalb aus der Armut, weil er zufällig gerade eine Frau benötigt, mit der er im Schönheitskampf antreten kann, um seine Ehre wiederzugewinnen? Zahllose Randbedingungen müssten erfüllt sein, und wo ein ›hinreichend‹ oder ›notwendig‹ wäre, bleibt offen.^[1]

Neben Kausalattributionen findet man schon seit längerer Zeit Positionen, die mittelalterlichem Erzählen Kausalität absprechen:

Handlung ist nicht kausal, sondern final bedingt, Situationen stellen sich nach ›Bedarf‹ der Handelnden ein, Personen bleiben rollengebunden. [...] Gerade die entscheidenden ›Wendungen‹ der Erzählung bleiben ohne kausal-psychologische Motivierung. Warum sprengt Erec verspätet und gar nicht weidgemäß ausgerüstet der königlichen Jagdgesellschaft nach? [...] Warum beurlaubt Laudine den soeben erst und nicht zuletzt zur Verteidigung der Quelle gewonnenen Iwein? Das sind keine Überbleibsel der vorliterarischen Quellen, sondern struktureigene Züge des Artusromans. (Ruh 1977, S. 114)

Die Wendung »kausal-psychologisch« bedürfte einer eigenen Würdigung,¹² auch hinsichtlich ihrer Implikaturen in Bezug auf das kausale Feld, die hier übergangen sei; zu Laudine sei angemerkt, dass die Beurlaubung durch Iweins *rash-boon* immerhin ›von vorn‹ motiviert ist. Bei Chrétiens ›Rec et Enide‹ liegen mögliche Gründe für die Verspätung schlicht vor dem Beginn der erzählten Zeit. Die Opposition von vormodernem Erzählen, das noch nicht einem kausalen Erzählen entspreche, wird häufig bemüht: »Alterität also [...] etwa auf die im 18. und 19. Jahrhundert sich ausbildende Vorstellung ästhetischer Autonomie [...] oder allgemeiner auf die Tendenzen der Literatur zu realistischer, kausal motivierter, psychologisch, lebens- und handlungsweltlich entfalteter Darstellung.« (Kiening 2015, S. 618)

Dass solche pauschalen Aussagen indes nicht unproblematisch sind, kann man den zahlreichen Beispielen aus Wolf Schmid's Monographie zur narrativen Motivierung entnehmen (Schmid 2020). Obwohl Schmid einen recht weiten Kausalitätsbegriff verwendet,¹³ den ich als unscharf ablehnen würde, zeigt er dennoch anhand vieler Texte vor und nach dem Realismus, inwieweit stimmige Motivierungen ›von vorn‹ oder psychologische Motivierungen unterlaufen oder desavouiert werden – gerade auch in früher Neuzeit und Neuzeit (vgl. zusammenfassend etwa ebd., S. 210–215). Zwar referiert auch Schmid die konventionellen Positionen: »Das ist sicher ein wichtiger Faktor der oft beschworenen, aber selten differenziert untersuchten Alterität mittelalterlicher Narration. Aber damit ist die in neuzeitlicher Perspektive erscheinende Motivierungsschwäche des Mittelalters noch nicht überzeugend erklärt.« (Ebd., S. 216f.) Immerhin aber stellt Schmid diese These auch in Frage:

Wie ist dann, wenn diese allgemein akzeptierte Entwicklungshypothese zutrifft, die überzeugende psychologische Motivierung in den dialogisierten inneren Monologen Tristans in Gottfried's Versroman zu erklären? Und nach allem, was wir wissen, enthielt schon Gottfried's Vorlage, ›Tristan et Yseut‹ des Thomas d'Angleterre, solche selbstanalytischen Monologe. Nach dem allgemein ak-

zeptierten Entwicklungsmodell des Erzählens konnte es solche tiefschürfenden und radikalen Selbstanalysen im 12. Jahrhundert noch nicht gegeben haben. (Ebd., S. 217)

Als mittelalterliche Alternative zu stimmig-linearen Erzähllogiken wird häufig auf Lugowski¹⁴ verwiesen; Willms (1997, S. 69) hat zum ›Erec‹ geschrieben, Studierende könnten »noch nicht umgehen mit dem finalen Erzählen«, wobei man sich doch fragt, ob Konzepte wie ein gattungsadäquates *Happy-End* und eine Sujetfügung, die dieses Ende im Blick hat, tatsächlich derart komplex sind. Demgegenüber aber ist die Zahl der Arbeiten, die Texten Finalität zuspricht, Legion, zumal dann, wenn es um ein Erzählen geht, das einem Erzählschema folgt. Das ist recht merkwürdig, da ja zu einem Erzählschema nicht nur das Ende, sondern auch ein Ausgangspunkt und daran anschließende ›von vorn‹-Logiken gehören. Letztlich liegt dieses Problem darin begründet, dass man ›von vorn‹-Logiken und Kausalität oft recht pauschal gleichgesetzt und beides als Gegenpol von Finalität betrachtet hat, dann aber mitunter überrascht feststellt, dass Kausalität nicht wirklich vorhanden ist.

Kausale Strukturen dagegen werden oft problematisiert: Im Tagungsband Schneider/Kragl (2013) (›Erzähllogiken in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit‹) habe ich nach der Zeichenfolge ›kausa‹ gesucht¹⁵ und alle einschlägigen Stellen, in denen ›kausal‹, ›Kausalität‹ etc. vorkommt, gesichtet: In 15 Fällen kommt Kausalität als etwas vor, das vorhanden sei oder das zugesprochen werden könne, davon gelten 6 Aussagen einem konkreten Erzähltext. In 44 Fällen kommt Kausalität als etwas vor, das gestört, unstimmig, überlagert, negiert etc. ist. Davon entfallen 14 Aussagen auf einen konkreten Erzähltext. 22 weitere Aussagen (darunter eine zu einem Erzähltext) sind eher neutral, dabei handelt es sich bspw. um Referate des Motivierungsmodells von Martínez/Scheffel, um Fragen oder aber auch um Aussagen wie »sowohl final als auch kausal« oder auch »nicht nur kausal«. Statements, die eine negierte oder gestörte Kausalität sehen, übertreffen also das Konstatieren von Kausalität in diesem Sammelband

um den Faktor drei. Allerdings mag das mit dem Thema des Bandes zu tun haben, in dem es darum gehen soll, die »spezifischen Logiken des Erzählens zu beschreiben, die ›alter‹ Textproduktion zugrunde liegen« – angesichts dessen, dass »Erwartungen an eine kausal-psychologische Geschehensmotivation [...] in mittelalterlichen Erzählungen jedoch immer wieder frustriert« werden (Schneider/Kragl 2013, S. 6).

Um eine größere Stichprobe zu erhalten, habe ich per Zufallsgenerator einhundert mediävistische Monographien und Aufsätze auf meiner Festplatte ausgewertet, die die Zeichenfolge ›kausa‹ enthalten und die nach 1998 entstanden sind. Übergangen habe ich hier Zitate und Stellen, die nur theoretische Sachverhalte referieren oder diskutieren. Berücksichtigt wurden nur Aussagen, die Kausalität mit Einzeltexten in Verbindung bringen. Rubriziert wurde wieder in drei Sparten: a) Kausalitätsattributionen (ohne Störung bzw. Negation zuzuschreiben), b) ›neutrale‹ Aussagen (auch vom Typ: ›zugleich final und kausal motiviert‹ und c) ›gestörte Kausalität‹. Hierzu wurden unter anderem Formulierungen vorgefunden wie: rudimentär ausgeprägte Kausalität, reduzierte Kausalität, kausale Unstimmigkeiten ... irritieren, lässt Kausalität vermissen, Irrelevanz von Kausalität, tendenziell aufgehobene Kausalität, vermeintlich kausal-ontologische Verschränkung, Kausalität auf den Kopf ... stellt, vordergründig kausal, nicht in erster Linie kausal begründet, mehr final als kausal, stärker mit Kontiguitäten als mit Kausalität. Um zu verhindern, dass einzelne Publikationen das Gesamtbild verzerren, wurde die Auswertung einer Publikation beendet, sobald eine der drei Rubriken darin fünf Mal vorgefunden wurde.

Ergebnis: Kausalitätsattribution: n=78; neutral: n=27; gestörte Kausalität: n=132. Die Tendenz ist also auch hier, dass deutlich häufiger eine gestörte oder fehlende Kausalität als eine vorhandene Kausalität konstatiert wird; mein Eindruck war, dass in den meisten der 78 Fälle von nicht-problematisierten Zuweisungen von Kausalität eine Ersetzung der Formulierung durch ›Motivierung von vorn‹ verlustfrei möglich wäre; viele Kausal-

zuschreibungen sind mit Blick auf einen Kausalitätsbegriff, der die Kriterien allgemeine Regeln, deterministisch, hinreichende und notwendige Bedingungen erfüllt, nicht haltbar – vgl. etwa die Beispiele oben.

Wenn es zutrifft, dass eine neutrale oder positive Zuweisung von Kausalität in mediävistischer Forschungsliteratur überwiegend einem sinnvollen Kausalitätsbegriff nicht gerecht wird, und wenn gleichzeitig viel häufiger Kausalverknüpfungen als gestört, fehlend oder unstimmig beschrieben werden, dann darf man wohl folgern, dass Kausalität in der Regel kein geeigneter Begriff ist, um mittelalterliches Erzählen oder gar Erzählen überhaupt zu beschreiben. Das Unbehagen der Forschung an fehlenden kausalen Verknüpfungen könnte ein Symptom dafür sein, dass bereits die Erwartung verfehlt ist, dass in literarischen Texten eine Motivierung ›von vorn‹ durch Kausalität vorhanden sein sollte oder könnte. Dieses Unbehagen ist auch ein Argument dafür, dass man anstatt von kausaler besser von einer linearen Motivierung sprechen sollte: von einer Motivierung ›von vorn‹ durch nicht-deterministische Verknüpfungsformen wie Sukzession, Kontiguität, Merkmalsähnlichkeit auch auf der Ebene von Beschreibungssprache, Stil oder Struktur etc. Bei einer linearen Motivierung muss auch nicht gefragt werden, ob notwendige und hinreichende Bedingungen gegeben sind. Besser setzt man auf Begriffe wie Wahrscheinlichkeit, Plausibilität und Kohärenz, die Möllenbrink (2020, S. 57–61; ähnlich Hübner 2015, S. 28–31) in den Poetiken von Matthäus von Vendôme und Galfred von Vinsauf verankert sieht: Die *verisimilitudo* »umfasst dabei die Vorstellung einer ›natürlichen‹ Folge menschlicher Handlungen« (ebd., S. 58).

Zu oft wurde das Suggestieren von Kausalität etwa durch *post hoc, ergo propter hoc* mit einer angeblich ontologisch vorhandenen Kausalität verwechselt, zu oft wurden somit individuelle Rezeptionsvorgänge mit angeblich deskriptiven Aussagen über Erzählungen und erzählte Welten vermenget. Kausalität ist nur an solchen Stellen tatsächlich greifbar, an denen die Erzählinstanz selbst explizit eine Kausalverbindung von zwei Sachverhalten konstatiert.¹⁶ Eine weitere Ausnahme dazu können Vorgänge sein,

die an den Willen und an das Handeln eines allmächtigen Gottes gekoppelt und damit von jeder Überprüfbarkeit befreit sind: In orthodoxen Erzählwelten führt Gottes Handeln stets dazu, dass Gottes Absichten erreicht werden, falls diese Absichten benannt sind. Vielleicht ist ein erzähltes göttliches Eingreifen, das tatsächlich gemäß der Intentionen Gottes die intendierte Folge bewirkt, ein zentrales Urmuster von Kausalität. Gläubige werden jedenfalls den direkten Konnex von Eingreifen und Folge kaum je bestreiten; Kausalitätszuschreibungen wären dann eine Glaubensfrage.

2. ›Weiberlist‹ in der ›Buhlschaft auf dem Baume‹?

Damit bin ich bei der ›Buhlschaft auf dem Baume‹, in der es unter anderem um die Frage geht, welche Folgen ein göttlicher Eingriff verursacht und wie sich die Ehefrau den möglichen Konsequenzen des Eingriffs entziehen kann. Beyerle (1979, S. 63), der auch einen Rundblick über Erzählungen zum Stoffkreis des doppelten Betrugs gibt, fokussiert eher auf die »Klugheit, Findigkeit und Dreistigkeit« der untreuen Frau in Schwankmären: Der Triumph der Frau sei final erwartbar, »die Spannung richtet sich weniger auf das gute oder böse Ende der Geschichte als auf die List« (Beyerle 1979, S. 81). Nach Slenczka (2004, S. 155) geht es in der ›Buhlschaft‹ angeblich um »Weiberlist, der nicht einmal himmlisches Personal gewachsen ist«, also um einen Figurentypus, der mühelos alle Herausforderungen abbügelt.¹⁷ Und der Weg zum Ende scheint auf den ersten Blick mit kontingenten¹⁸ Ereignissen gespickt zu sein, die Handlungserfolg und Moral entkoppeln. Kommt hier eine Betrügerin mit ihrer Unverfrorenheit zum Erfolg?

Ich meine allerdings, dass man der ›Buhlschaft‹ nicht gerecht wird, wenn man pauschal davon ausgeht, dass hier frauenfeindliche Klischees bedient werden und dass die Figuren auf simple Typen limitiert bleiben, wie man sie auch aus anderen Mären kennen will (vgl. etwa Beyerle 1979, passim). Während sonst listige Ehefrauen eher als erfahren, klug und daher dem

Mann überlegen dargestellt werden, wird in der ›Buhlschaft‹ mit der Formulierung, die die Figur einführt (*nit ser alt*, V. 8) eher an ein Unerfahrenheit- und Unschuldsmotiv angeschlossen. Versucht sei hier zunächst ein *close reading*, das ohne Vorverurteilung der Ehefrau auskommt.

Am Anfang steht eine Wahrheitsbeteuerung (*<I>ch wil euch sagen, das ist war, / es sein mer dann zehen jar, / das ich hort sagen mer<e>*, V. 1–3), die nur dem Befund gilt, dass es über zehn Jahre sein sollen, dass der Erzähler die Geschichte gehört hat. Diese konkrete Zeitspanne relativiert sich selbst: Was man vor zehn Jahren gehört hat, kann sich auch vor hundert Jahren ereignet haben. Womöglich handelt es sich dabei um einen ersten impliziten Hinweis darauf, dass zeitliche Abfolgen in diesem Text zumindest unkonventionell gehandhabt werden.

Noch wichtiger ist mir die Analyse des initialen Settings, das das Handeln der Akteur*innen in der späteren Ehebruchshandlung linear motiviert – man sehe mir daher die breite Darstellung nach. Auf die Wahrheitsbeteuerung folgt: *wie das einst were / ein plinter, der hett ein schöns weip. / die was im liep als sein leip. / sie was hübsch und wol gestalt* (V. 4–7). Die Schönheit kann nicht der Blinde würdigen, dafür braucht es eine hypothetische textexterne Instanz: *fürwar wer sie hett gesehen, / der muß mit mir die warheit jehen, / das sie was hübsch und wol gemut.* (V. 9–11) Diese Information könnte eine Erwartung generieren, dass der Blinde, der im nächsten Vers der *plint gut* (V. 12) genannt wird, dankbar dafür sein könnte, eine schöne Frau zu haben: Er könnte liebevoll mit ihr umgehen und vielleicht die Annehmlichkeiten des Ehelebens genießen. Davon findet sich aber keine Spur im Text; nach Wenzel (2020, S. 178) ist das »Minneglück für den Blinden immer schon vakant« (vgl. auch Slenczka 2004, S. 147).

2.1 Das *eisen halfter* als Ausdruck des männlichen Gewaltmonopols

Stattdessen geht es in innerer Figurenrede des Blinden um Eifersucht: *ich wil sie haben in guter hut, / das mir sie nimant nem, / und wil sie nemen in einem zem.* (V. 16–18) Das Wort *zem* versteht der Kommentar von Grubmüller (1996, S. 1118) als *zoum* bzw. ›Zaumzeug‹. Nicht um Liebe geht es bei der Ehe des Blinden, sondern um *huote*. Die Figurenwertung *plint gut* wird aufgegriffen und mit der Wertung *guter hut* (16) verkoppelt, während *huote* etwa im Tristan-Stoff auch als negativ kontextualisiert wahrgenommen werden kann. Das, was auf *histoire*-Ebene folgt, steht jedoch in Opposition zu diesen Wertungen im *discours*.

Nimmt man die Sorge des Blinden wörtlich, so sorgt er sich nicht darum, dass seine Frau zu einem anderen Mann gehen würde, sondern dass ein anderer Mann *würd zu seinem weibe gan* (14). Da seine Sorge konkret der Schlafenszeit gilt (V. 19), würde ein einfaches Schloss an der Schlafzimmertür bereits genügen. Doch statt einer einfachen Lösung setzt er auf eine ausgefallene Lösung; ein so vergleichsweiser moderater Eingriff ins Leben seiner Frau scheint ihm nicht ausreichend zu sein. Der Zaumzeug-Bildbereich wird weitergeführt:

zu nacht, als er zu pette ging,
ein eisen halfter er do fing
und sloß ir beide pein darein.
domit solt sie besorget sein.
am morgen frue, do anprach der tag ...
auß den panden er sie sloß.
(V. 19–25)

Mit Ausnahme von Scheuer (2009, S. 750), der zumindest von »einem rigiden *huote*-Regime« und von »Fesseln« spricht, hat die Forschung diese Misshandlung ignoriert, oder sie gar als »Vorsichtsmaßnahme« legitimiert; so etwa Slenczka (2004, S. 148), die zuvor (vgl. ebd., S. 145/147) immerhin das Eisen erwähnt. Besonders frappierend ist die Misshandlung der Frau

bei Schlechtweg-Jahn bewertet (2018, S. 266), der sie gar als berechtigt ausübt: »denn als er noch blind war, misstraute der Ehemann seiner Frau zu Recht und traf Vorsichtsmaßnahmen, jetzt, wo er sehen kann, vertraut er ihrer Erzählung blind.« Auch bei Reichlin (2010) ist die Misshandlung übergegangen; das Märe erzähle »die Geschichte eines alten Blinden, der seine junge Frau streng zu bewachen versucht« (Reichlin 2010, S. 254).

Offen ist, wie lange der Blinde schon die Beine seiner Frau in *ein eisen halfter* einschließt. Geht es um Wochen oder um Jahre? Jedenfalls kann diese Misshandlung nur dann den gewünschten Erfolg bringen, wenn sie lebenslänglich beibehalten wird. Wie genau das eiserne Halfter aussieht, verrät der Text nicht. Um eine Metapher für einen eisernen Keuschheitsgürtel geht es wohl eher nicht – ein solcher könnte auch tagsüber getragen werden, außerdem ist fraglich, ob es im Mittelalter bereits Keuschheitsgürtel gab. Geht es um eine Vorrichtung, die eine Bewegung der Beine ganz oder teilweise verhindert? Zumindest sind beide Beine darin offenbar so streng fixiert, dass der Blinde keine Sorge mehr vor einem Ehebruch hat. Ob die Beine zusätzlich noch am Boden oder in einem Fußblock oder Stock angekettet sind, ist ebenfalls nicht zu erfahren. Doch lassen die wenigen Textinformationen den Schluss zu, dass ein solches Halfter aus Eisen schmerzhaft ist; es stellt einen heftigen Eingriff in die körperliche Unversehrtheit dar. Je nach Ausführung und Expositionsdauer kann eine Nähe zur Folter vermutet werden.

Auch die Herkunft des *eisen halfter* bleibt offen, man könnte etwa spekulierend fragen, ob es sich um eine Spezialanfertigung handelt, für die der Blinde womöglich eigens zum Schmied gegangen ist und womöglich seine Frau mitgenommen hat, damit das Eisen auch passt? Selbst wenn eine solche Erniedrigung vor weiteren Personen nicht durch Anspielungen aufgerufen wird, wird doch die körperliche Gewalt von mentaler Gewalt begleitet: Das In-Eisen-Legen ist ein Ausdruck von heftigstem Misstrauen, der

Nacht für Nacht aktualisiert wird. Man darf an die ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ denken, in der die Ehefrau täglich damit gedemütigt wird, dass sie aus dem Totenschädel ihres ehemaligen Liebhabers trinken muss.

Während man bei einem Schloss an der Schlafzimmertür noch von einer Präventionshandlung sprechen könnte, hat die körperliche und mentale Gewalt alle Züge einer Präventivstrafe – dabei hat der Text von keinem Vergehen der Ehefrau berichtet. Für die Frau handelt es sich um ein unverschuldetes Leid – dass sie den Blinden liebt, wird nicht erzählt; Frauen hatten bei der Auswahl ihres Ehemanns oft kaum ein Mitspracherecht.¹⁹ Das Eheleben als Strafe für die Frau: Später geht es darum, welche Figur womöglich eine Strafe verdient, und auf welches Ereignis welche Folgehandlung folgt. Bei diesem initialen Setting geht es nicht nur um gender-Aspekte und um eine geschlechtsspezifische Verteilung von Macht und Gewalt: es geht auch um axiologische Aspekte: Die wertende ›gut‹-Attribution an den Blinden und an die *huote* steht in heftigem Kontrast zur nächtlichen Misshandlung der Ehefrau auf *histoire*-Ebene.

Wenn man diese Ausgangslage nicht übergeht wie Petrus, der davon nichts wissen kann, stellt sich weniger die Frage, ob die Frau im nächsten Schritt eine Bestrafung für einen Ehebruch verdient. Eine mit einem potentiellen Ehebruch verkoppelte Strafe hat sie schließlich Nacht für Nacht bereits erdulden müssen. Vielmehr stellt sich eher die Frage, welche Art von Gerechtigkeit die Ehefrau erwarten kann, wenn mit dem Tagesanbruch die Ketten aufgeschlossen werden: *am morgen frue, do anprach der tag [...] / auß den panden er sie sloß.* (V. 23–25) Zunächst wird aber eine Erzählpolitik beibehalten, die die Perspektive der Ehefrau quantitativ benachteiligt und die Perspektive des Blinden via interne Fokalisierung und auch qualitativ privilegiert, wenn nun das Wort ›gut‹ ein drittes Mal genannt wird und wenn seine Eifersucht mit Gott in einer weiteren Innensicht verkoppelt wird: *ach herr got, durch dein gute, / wie ich verlüre mein schönes weip, / das überwünt nimer mein leip.* (V. 28–30)

2.2 Hypothesen zu Handlungsfolgen auf Figurenebene

Selbst die drastischen nächtlichen Maßnahmen sind offenbar nicht geeignet, um dem Blinden seine Angst zu nehmen. Auch tagsüber kann er seine Frau keiner Sichtkontrolle unterziehen. Er will nun in einen anderen Ort umziehen. Warum es *hie nit so wol als anderswo* (V. 35) sein soll, ist nicht linear vorbereitet, weitere Informationen zur Raumsituation fehlen bislang. Ein möglicher Grund wird nun nachgetragen: Es gibt einen Studenten, *dem die frau von herzen holt was*. (V. 38) Ein auslösendes Element wird also nach dem Folge-Element platziert, eine Abweichung von einer linearen Chronologie.²⁰ Im Nachhinein wird damit die Sorge des Blinden zumindest plausibilisiert. Die zeitliche Staffelung bleibt allerdings auch hier unpräzise: *das ward dem plinten kunt getan. / darumb mußt sie von dannen gan*. (V. 39f.) Dass dieser Umstand nun als ein Grund für den Umzugswunsch benannt wird, indiziert, dass der Blinde schon länger davon weiß. Dass Dritte von der Neigung der Ehefrau wussten, der Blinde zunächst aber nicht, ist ein weiteres Indiz dafür, dass seine nächtliche Misshandlung ein ungeeignetes *huote*-Mittel ist.

Weil er blind ist, kann er der Begegnung mit dem Studenten nicht ausweichen. Während das Innenleben der Ehefrau weiterhin ausgeblendet bleibt, wird nun der Student mit einer direkten inneren Figurenrede ausgestattet: *ach got, mocht ich<s> in meinem gemut / gewenden mit der frauen gut*. (V. 45f.) Die Übersetzung von Grubmüller (1996, S. 247) verdeutlicht *gewenden* auf die sexuelle Intention. Doch später wird *wenden* in diesem Märe auch in der Bedeutung von ›abwenden, ändern‹ verwendet, das *wenden* im *gemut* könnte man zumindest zusätzlich auch als Abwendung der nächtlichen Misshandlung verstehen,²¹ dann wären zwei Ebenen im Spiel. Zumindest der nächste Satz fokussiert auf das zentrale Problem: *mir ist leit fast dein ungemach* (V. 48) – wobei *ungemach* mit Blick auf das *eisen halfter* ein euphemistisches Etikett ist. Immerhin hat nun aber eine Instanz im Text dieses Problem adressiert. Der Student überreicht der Frau

einen Brief – der Blinde kann das nicht sehen. Mit dem Brief *tet er ir gar bekannt / seinen sin und auch seinen mut.* (V. 50f.) Wieder fällt in eine Ellipse, ob es ausschließlich um Sex oder zusätzlich auch um das Leid geht.

Wieder haben wir eine Abweichung von einer linearen Ordnung, denn dass der Brief den Plan enthält, den Baum als Lustort zu verwenden, wird erst in Vers 73f. nachgereicht (vgl. Slenczka 2004, S. 143). Die Frau findet den Vorschlag jedenfalls *gut* (V. 52) und will zu dem Baum gehen, um das Obst zu bekommen – Obst (V. 57) und *gelust* (V. 58) werden in ihrer Figurenrede zweideutig verklammert. Der Blinde reagiert: *ich waiß nit, was ich sol / noch mit dir beginnen* (V. 60f.) – mit auktorialem Wissen könnte man dieses Statement als unfreiwillig komisch auffassen: Er ist schlicht ratlos, was die *huote* angeht. Das Obst möchte er aber schon, auch wenn die *huote* dem Begehren im Weg steht. Er wirft die Frage auf, ob das *on alles gefere* (V. 63) geschehen kann; wie jede Nacht beim Ins-Eisen-Legen konfrontiert er seine Frau mit einem Misstrauensvotum: *mich bedunkt an deinem gepere, / du wolst an mir nit recht faren.* (V. 64f.)

Am Baum²² wird der im Brief enthaltene Plan ausgeführt, dessen Inhalt zunächst in eine Ellipse fällt, er ist weder dem Blinden noch den Rezipient*innen bekannt. Der Student führt Äpfel mit, die zum Plan gehören; damit steigt er auf den Baum. Auch wenn die nicht-lineare Informationsvergabe den Eindruck von Kontingenz erweckt, zeigt doch das Mitführen der Äpfel und des fertigen Briefes eine generalstabsmäßige Vorbereitung. Offenbar versucht der Student, es zu ermöglichen, dass auf Ereignis A linear Ereignis B folgt, wofür es freilich auch notwendig ist, dass der Blinde sich so verhält, wie der Student es vermutlich annimmt.

Nun folgt ein Unterwürfigkeitssignal der Frau: Sie fragt den Blinden, wie sie zu dem Obst kommen solle (V. 83f.). Der Blinde schlägt mit seinem Stock gegen den Baum, der Student wirft einen Apfel herunter. Um mehr Obst zu bekommen, schlägt der Blinde erneut gegen den Baum (V. 97f.). Man kann vermuten, dass er annimmt, dass es sich bei der Abfolge ›Schlagen → Obstfall‹ nicht um einen einmaligen Zufall handelt, sondern dass die

Abfolge auf einer Regularität beruht; der erneute Schlag würde sogar gut zu der Annahme passen, dass der Blinde gar einen kausalen Konnex unterstellt. Dies wäre eine Parallele dazu, dass Reichlin (2010; eingangs zitiert: S. 264) bei Petrus eine kausale Motivierung für die erwartete Bestrafung der Ehefrau annimmt. Im Unterschied dazu ist der Plan des Studenten erfolgreich; womöglich hat er eine Kausalitätsunterstellung des Blinden intentional stimuliert. Das Besondere der Situation besteht darin, dass der Rezipient beobachten kann, dass der Stockschlag zwar ein auslösender Faktor und womöglich eine notwendige Bedingung für den Obstfall ist. Anders als es der Blinde wissen kann, wäre es zum Obstfall jedoch nicht ohne den Wurf des Studenten gekommen. Obschon der Blinde seinen Stockschlag offensichtlich für kausal ausschlaggebend hält, wird vorgeführt, dass für diese Ereignisfolge noch ganz andere Aspekte relevant sind, die dem Blinden nicht empirisch zugänglich sind.

Der Stockschlag ist nicht nur auf der Ebene der Perspektivenabweichung wichtig. Er greift zudem nach dem In-Eisen-Legen ein weiteres Mal das Gewaltmotiv auf, zudem glaubt der Blinde wie bereits beim In-Eisen-Legen an den Erfolg seines Gewalteinsatzes – eine Wahrnehmungstäuschung, auch hier sind wieder zwei Ebenen im Spiel. Wenn der Blinde den Apfel entzweischneidet, wird dabei im Sinne linearer Logiken das Gewaltmotiv weitergeführt: Er hat ein Messer dabei und damit ein Werkzeug, das später für eine Gewaltandrohung verwendet wird, das hier aber bereits vorbereitend eingeführt wird.

Eine weitere Gewaltausübung mit dem Stock, das erneute Schlagen gegen den Baum, bringt keinen Erfolg; hierin liegt eine Parallele zum In-Eisen-Legen. Die Ehefrau kalauert, der Blinde habe einen zu kurzen Stock (V. 104), eine Formulierung, die abermals zwei Ebenen aufruft, von denen eine Ebene sich dem Blinden vermutlich nicht erschließt; ebenso im Folgenden: *darumb saltu mich steigen lan / auf den paum oben hinan, / das ich fülle vol meinen sack.* (V. 105–107)²³

Auch hier werden dem Blinden wieder Inferenzen offeriert, die nicht den Gegebenheiten entsprechen. Nahegelegt wird: Weil der Stock nicht lang genug ist, müsse die Frau hinaufklettern, um die vorhandenen Äpfel zu pflücken. Auch diese Begründung wird vom Blinden akzeptiert, auch wenn alle anderen wissen, dass auf Linden keine Äpfel wachsen. Das Folgerungsverhalten des Blinden basiert auf Regularitätsannahmen (›weiteres Stockschlagen → Obstfall‹; ›Baumklettern → Apfelernte‹). Dass er dabei die zweite Ebene vermutlich nicht verstehen und den Studenten nicht sehen kann, lässt sich als ein Gleichnis für Kausalitätsvermutungen lesen: Wie können wir überhaupt wissen, ob unsere Vermutungen (etwa zu den Ursachen von Schatten an einer Höhlenwand) tatsächlich auf den relevanten Fakten oder auf Scheinursachen beruhen? Wie können wir je ausschließen, dass unsere Kausalitätsannahmen ebenso durch unseren Kenntnisstand limitiert sind wie die Annahmen des Blinden über seine Erfolge mit dem Stock oder dem Auftrag zur Apfelernte?

Auf der literalen Ebene hat der Blinde keine Einwände gegen die Analyse und gegen die Folgerung der Ehefrau, dass sie das Obst oben ernten müsse. Gleichwohl greift er zielsicher die Sexualitätsthematik auf und schließt damit vermutlich unwissentlich seine Sprachhandlung kurz mit der metaphorischen Ebene: *frau, so forcht ich mir, / das ein ander kum zu dir.* (V. 109f.) Ohne die Ebenenvermischung, die zu einer Kohärenzwahrnehmung durch die fortgesetzte Mehrdeutigkeit auf kompositorischer Ebene beiträgt, wäre diese Sorge ähnlich absurd wie der Rat der Frau: Umarme doch den Baum, dann merkst Du, ob ein anderer hochklettert (V. 111–115). Wer hochklettern würde, würde vom Stock des Blinden harte Schläge bekommen – auch gegen diese Ereignisfolge ›Kletterversuch → Schläge‹ hat der Blinde keine Einwände, auch wenn hier abermals das Wesentliche übersehen ist. Ebenfalls im Dienst einer linearen Logik steht ein weiteres Motiv: Die in den Nächten zuvor mit dem *halfter* fixierte Frau fixiert mit dieser List im Sinne einer gender-relevanten Spiegelung nun den Ehemann am Baum: *do umbfing der plint den stam* (V. 122). Aller Absurdität zum Trotz: Die Motive

›Fixieren‹ und ›Gewalt‹ suggerieren kompositorische Kohärenz, auch wenn die Neigung des Blinden zum Absurden überzogen wirkt.

Der Blinde fordert die Frau auf, den Baum zu schütteln. Student und Frau kommen dem Aufruf nach: Über den Endreim *rütteln* und *schütteln* werden Obstfall und Sex kurzgeschlossen. Damit wird abermals eine Rezipierbarkeit auf zwei Ebenen ausgestellt. Der Student lässt dabei weitere Äpfel fallen, die der Blinde seinem Schüttel-Aufruf zuschreiben dürfte. Die Intention des Blinden auf der ersten Ebene führt auf der zweiten Ebene zum gerade nicht-intendierten Resultat. Die von ihm angenommenen Zusammenhänge zwischen den Ereignissen und ihren Folgen und die dabei womöglich unterstellten kausalen Zusammenhänge werden als Illusion entlarvt. Auch wenn der Text nahelegt, dass der Schüttelaufruf zum Sex führt, ist der Aufruf weder notwendig dafür (das Paar hat wohl ohnehin dieses Ziel angestrebt) noch hinreichend. Ebenso dürfte für den neuerlichen Obstfall der Schüttelaufruf nicht hinreichend sein, aber auch nicht notwendig – die Äpfel könnten bei den Bewegungen womöglich auch versehentlich aus der Tasche fallen. Anstatt um Kausalität geht es um ein klassisches *post hoc, ergo propter hoc*.

Der Blinde ist jedenfalls mit den Folgen der Ereignisse zufrieden, seine evaluative Äußerung schließt den ersten Teil ab: *er sprach, das were recht*. (V. 133) Auch hier gibt es eine Ebenen-Diskrepanz, da der Rezipient weiß, dass das Geschehen dem Blinden eigentlich nicht recht sein dürfte. Neben der Wertungsvokabel *recht* seien nochmals die Zuschreibungen von *gut* gelistet: Der *plint gut* (V. 12) will die Ehefrau in *guter hut* (V. 16) haben und sorgt sich im Gebet um den Verlust seiner Frau (*ach herr got, durch dein gute*; V. 28). Der Student denkt an die *frauen gut* (V. 46), der briefliche Vorschlag *bedauht di schönen frauen gar gut*. (V. 52) Erkennbar ist ein gewisser axiologischer Pluralismus hinsichtlich der Frage, wer oder was von welcher Instanz als *gut* oder *recht* attribuiert wird, zumal sich bereits die erste Wertung der Erzählinstanz *plint gut* im Nachhinein als axiologisch unzuverlässig²⁴ erweist, da der Blinde seine Frau jede Nacht mit dem

Eisen quält. Bereits vor dem Auftreten der himmlischen Figuren werden also mehrere Perspektiven offeriert; die Perspektivenabweichungen könnten bereits hier andeuten, dass es in diesem Märe nicht um eine einfache Zuordnung von richtig und falsch geht.

2.3 Begrenzungen des Sehens: Petrus

Im zweiten Teil repräsentiert Petrus, der zusammen mit Christus²⁵ vorbeikommt, eine »Beobachtungsebene zweiter Ordnung«, so Scheuer (2009, S. 751). Petrus nimmt eine gegenläufige Wertung zu dem *das were recht* vor: Was die Frau mit dem Blinden tue, sei *grosse[r] ungefug* und *grosse[r] mort* (V. 140; V. 143); wobei die Einstufung als *mort* in einer Weise unpräzise ist, die später signifikant wird.

Während das Sehen-Motiv bislang auf Handlungsebene zentral war, kommen nun auch lexikalische Belege zum Sehen in dichter Folge: *›herr meister, lug! (139); sichstu nit das grosse ungefug (V. 140); ich wolte gern, das sein leip / sehen solte den grossen mort. (142f.) unser herrgot sprach: ›sie find wol ein antwort / danoch, ob es der man sech an.< (144f.) unser herr sprach: ›wiltu sein nit enpern, / so wil ich dich lassen sehen, / wie die fraue wirt jehen.< / den plinten er sehen ließ; (V. 148–151)* Gerade das Erste, das der geheilte Blinde sagt, ist: *secht ir, frau hur (V. 155)* – dabei sieht doch vor allem nun er selbst.

Einen Gegensatz dazu bildet das Hören-Motiv (vgl. hierzu Reichlin 2010, S. 263): Der Blinde hat Petrus und Christus kommen hören (V. 136), zudem wird Petrus mit dem Blinden parallelisiert, der auf der literalen Ebene gerne hören würde (V. 147), wie die Frau in der Zukunft eine Antwort finden würde. Implizit berührt ist damit der Informationsstand von Petrus:²⁶ Er verfügt weder über Kenntnisse zu künftigen Ereignissen noch zu den nächtlichen Misshandlungen der Frau in der Vergangenheit, sonst hätte er womöglich eine andere Bewertung vorgenommen. Ähnlich wie der

Blinde beim Schlag mit dem Stock auf den Baum unterstellt Petrus vermutlich Kausalitätsannahmen auf der Grundlage einer unzureichenden Informationslage, wenn er vorschlägt, Christus möge den Blinden sehen lassen, damit er seine Ehefrau für den Ehebruch bestrafen kann (Reichlin 2010, S. 264). Auch wenn für die Bestrafung einer Ehebrecherin die Entdeckung des Ehebruchs meist notwendig sein mag, ist die Entdeckung doch nicht hinreichend für die Bestrafung: Nach dem Einwand von Christus zur Handlungsalternative (*sie fünd wol ein antwort*; V. 144) fragt Petrus, wie mir scheint, ungläubig: *herr, wie wer das aber getan* (V. 146); das folgende *das höret ich gern* lässt sich, nicht mehr nur literal verstanden, wohl auch auffassen im Sinn von ›das kann ich kaum glauben‹. Wenn Petrus die Redegewandtheit der Ehefrau als nebensächliche Randbedingung auffassen wollte und sie im Sinn von Mackies kausalen Feldes als nicht-relevanten Faktor beiseiteschieben wollte, so zeigt sich doch, dass die Unterscheidung von scheinbaren Randbedingungen und hinreichenden Bedingungen auch hier virulent ist und dass Fehleinschätzungen von der Begrenztheit menschlicher Erkenntnismöglichkeiten abhängig sind.

2.4 Sehen, zu was die Ereignisse geführt haben

Christus lässt den Blinden zum Sehenden werden; damit einher geht eine Änderung von weiteren Körpermerkmalen: Unmittelbar nach der Heilung der Augen heißt es, der Blinde *ward gar ein starker ries* (V. 152). Der Text macht sich über linear konsistente Weltkonstruktionen lustig, indem er *ward* und nicht *was* schreibt: Der Blinde wird in dem Moment zum Riesen, als er sehen kann. Nimmt man das wörtlich, geht es nicht nur darum, dass die Rezipient*innen erst in diesem Moment ein Bild von seiner Körpergröße erhalten würden, sondern dass die Größe tatsächlich zunimmt; eine weitere Abweichung von konventionellen Weltkonstruktionen, in denen ein Größenwachstum Kindern vorbehalten ist. Scheuer (2009, S. 752) spricht von einer Mutation vom ›schwächlichen Hahnrei‹ zum Riesen. Auch Nadine

Hufnagel konstatiert im Nachwort ihrer Übertragung (Jurchen/Wagner 2023, S. 121) eine überraschende Wendung: »Denn, geben Sie es zu, Sie haben sich den Blinden doch auch erst als einen schwächlichen, älteren Mann vorgestellt und keinen kräftigen Hünen mit einem Messer in der Tasche vor dem inneren Auge gehabt!« In ihrer Übertragung glättet Hufnagel diesen reizvollen Aspekt (»Der war übrigens ein regelrechter Riese«, S. 118). Auch wenn manche Rezipient*innen am Textbeginn mit Hufnagel womöglich einen nicht allzu großen Mann, der wegen seiner Blindheit Mitleid verdient, imaginieren mögen, wird das Figurenbild über die Zwischenstation eines Ehemanns, der seine Frau in den Nächten peinigt, in ein Bild eines riesenhaften Gewalttäters transformiert, der einen Doppelmord ankündigt (V. 157f.) – eine brüchige Figurengestaltung. In jedem Fall wird hier eine Rezeptionshaltung, die womöglich Mitleid mit dem Blinden zum Gegenstand hat, auch durch die Mutation des Blinden zum Goliath als problematisch entlarvt.

Wenn Petrus angenommen hat, die Frau würde eine für ihr Vergehen angemessene Strafe erhalten, hat er jedoch nicht nur ihre Redegewandtheit übersehen, sondern er hat auch in seine Überlegung zu den erwartbaren Handlungsfolgen nicht mit einbezogen, dass der dann ehemals Blinde ein Riese wird und dadurch mutmaßlich befähigt wird, den Doppelmord auch durchführen zu können; eine von Petrus womöglich unterstellte Kausalität entpuppt sich bereits dadurch als falsch. Ereignisfolgen werden erneut als nicht kontrollierbar ausgestellt. Nachdem Petrus den Ehebruch metaphorisch als *grossen mort* (143) bezeichnet hat (zum *mort*-Motiv vgl. auch Wenzel 2020, S. 181), scheint nun gerade seine Intervention entgegen seiner Intention tatsächlich einen Mord zu verursachen.

Petrus wiederholt seine Einleitung wörtlich: ›*herr meister, lug* (V. 159 =139). Außerdem wiederholt er seine Formulierung von *ungefug* und *mort* (V. 160f.), den Christus verhindern möge, indem er dem Blinden das Augenlicht wieder nehme: Ein zweites Mal soll Christus also korrigierend

eingreifen. Diese Bitte äußert Petrus, bevor die Frau reagiert, eigentlich wollte er ursprünglich die Antwort der Frau hören.

Nachdem der Blinde bereits Petrus und Christus gehört hat (V. 136), ist es denkbar, dass die Ehefrau auch den zweiten Interventionsvorschlag hört.²⁷ Sie könnte theoretisch abwarten; falls der Ehemann wieder erblindet, würde die Gefahr, ermordet zu werden, deutlich sinken. Doch eine Besserung für ihr nächtliches Schicksal wäre nach dem Ehebruch kaum zu erwarten, eher wäre eine Verschlechterung vorstellbar.

2.5 Die Veränderung der Ausgangsbedingungen im Nachhinein

Jedenfalls interveniert die Ehefrau noch vor einer Antwort von Christus:

sie sprach: ›lieber man mein,
diese lieb muß dir ein puß sein,
das du nimmer werdest plint.
des half mir heut das himelisch kint
und auch darzu der schüler.
der lernet mich dise mer,
das du wider hast dein augen.

(V. 165–171)

Bemerkenswert an der Rede ist nicht nur ihre Findigkeit, sondern vor allem, dass fast jedes Wort stimmt, so auch Scheuer und Reichlin²⁸: Christus hat geholfen, zudem wird er auch künftig nicht wieder blind. Der Ehebruch mit dem Studenten ist im konkreten Fall eine notwendige Bedingung für die Heilung; dass Christus dem ganz anders motivierten Vorschlag von Petrus folgt, ist hinreichend.

Wenn die Frau *diese lieb* als *puß* (V. 166) bezeichnet, ist abermals ein Sprechen auf verschiedenen Ebenen im Spiel; *buoze* bedeutet laut Lexer »geistl. u. rechtl. busse: besserung, heilmittel, vergütung, strafe«. ²⁹Die Übersetzung von Grubmüller (1996) aktualisiert nur den Aspekt ›Ehebruch als Heilmittel‹; doch zugleich lässt sich der Ehebruch auch als strafende Reak-

tion auf die nächtliche Peinigung lesen, auch wenn abermals unwahrscheinlich ist, dass der Ehemann diese Ebene ebenfalls versteht, obwohl er auf literaler Ebene gerade danach gefragt hatte: *secht ir, frau hur, was habt ir / heut gerochen hie an mir?* (V. 155f.)

Interessant ist auch die Raumstruktur: Die Frau ist oben im Baum, in einer quasi ›himmlischen‹ Position, sie hat den Überblick und eine fast auktoriale Interpretationskompetenz.³⁰ Mehrdeutig ist die Wortwahl beim Wort *das* in *das du nimmer werdest plint* (V. 167) und *das du wider hast dein augen* (V. 171): Der Blinde wird vermutlich syntaktisch ein finales ›damit‹ verstehen – der finale Charakter wird aber nicht durch *ûf daz* oder *durch daz* verstärkt. Doch *das* kann hier ebenso gut konsekutiv ›so dass‹ heißen, dann wäre nichts gelogen;³¹ die ambige Wortwahl realisiert zugleich Täuschung und Wahrheit.³²

Der Ehemann, der auch als Sehender noch immer als Blinder bezeichnet wird (V. 193), übernimmt vollständig die evaluativen Vorgaben der Ehefrau.³³ Er ist immer noch so blind, dass er die finale Erklärung auf Syntaxebene mit der konsekutiven Erklärung verwechselt und vermutlich unterstellt, dass seine Heilung von vornherein das Ziel war und dass eine Kausalkette von der Heilungsintention über den Ehebruch bis zur Heilung vorliegt. Die syntaktische Finalität geht einher mit einer Unterstellung von finaler Motivierung auf Figurenebene – ausgestellt wird damit, wie sehr eine vermutlich unterstellte Kausalität und Finalität interpretationsabhängige Phänomene sind, zumal es für die Rezipient*innen sehr offensichtlich ist, dass in der Ereignisabfolge ›Heilungsintention → Ehebruch → Heilung‹ aus übergeordneter Perspektive das erste Glied fehlt und dass zweitens der Konnex ›Ehebruch → Heilung‹ zumindest aus Perspektive der Frau eher auf kontingenten Ereignissen als auf intentionalem Handeln beruht.

Alle bislang eingetretenen Ereignisse erweisen sich als positiv. Der Blinde kann sehen – auch wenn er als erstes den Ehebruch sehen muss. Die Frau profitiert durch die Perspektive ihres Mannes: *du hast mir gutlichen getan; / des sol ich dich genißen lan / heut und zu allen stunden* (V. 181–

183). Der heilende Ehebruch ist damit positiv evaluiert, die nächtlichen Misshandlungen dürften mit diesem Versprechen vom Tisch sein. Wie gefordert dankt er auch dem Studenten: Zwar ist Christus nicht im Himmel, sondern in Sichtweite, aber beim Ehemann kommt es abermals zu Verwechselungen: Er kniet nicht vor Christus nieder, der tatsächlich die Heilung verursacht hat. Vielmehr kniet er vor dem Studenten und sagt ihm, nicht Christus, seinen Dank – genau genommen sagt er sogar, dass Christus dem Studenten danken müsse: *got in seinem reich / der dank euch gneditgleich.* (V. 195f.)

Petrus schlägt eine dritte Intervention vor: *herr, sol ich dem plinden sagen, / ob er das weip icht wolle slagen?* (V. 205f.) Christus erlaubt es, Petrus verwechselt wie eben der Ehemann die Personen. Statt zum Blinden geht er zur Frau und präsentiert ihr seine Wertung und seine Absichten: *es hat übel gemüet mich, / das du dem plinten hast getan, / das wil ich in wissen lan.* (V. 210–212) Eine weitere Aktion führt nicht zu den intendierten Ergebnissen; der Blinde hat die finale Interpretation von *das du wider hast dein augen* (V. 171) ohnehin akzeptiert, schließlich kann er sehen. Nun ist die Frau diejenige, die präventiv handelt und bestraft, statt sich wie beim *halfter* präventiv bestrafen zu lassen:

sie sprach: ›lug, man, das ist der,
der nach mir ist geloffen her
und mir wolte gewendet han
die puß, die ich dir hab getan,
wan er sehe dich gern plint,
darumb das ich im hett zu willen gedint.
ich sag dirs sicher, es ist war,
er treibs wol ein ganzes jar
mit mir an. das soltu rechen
und dein messer durch in stechen.‹
(V. 213–222)

Dass Petrus die Heilung des Ehemanns verhindern wollte, weil er ihn gern blind sähe, ist nicht wirklich gelogen, da Petrus nach der Morddrohung

Christus darum gebeten hat, den Blinden wieder erblinden zu lassen; der Ehemann hat diese Bitte womöglich gehört. Dass aber die Frau eine ganzjährige Affäre mit Petrus hatte, ist sehr wahrscheinlich erfunden.

Doch der Ehemann zieht das Messer, das bei der Apfelteilung vorbereitend eingeführt wurde, und Petrus flieht. Das Gewaltmotiv wird hier gegen Petrus gewendet: Der erste Vorschlag von Petrus, der die Bestrafung der Ehefrau zum Ziel hatte, hat dazu geführt, dass der Blinde Frau und Student ermorden wollte. Nun wird Petrus selbst zum Opfer einer Anstiftung zum Mord, nachdem er für eine Prügelstrafe sorgen wollte.

Die Frau hätte es dabei belassen können, Petrus zu beschuldigen, er hätte sie zum Sex gedrängt, ohne zu erwähnen, dass sie dem Drängen nachgegeben hätte. Sie aber erhöht den Einsatz deutlich, in dem sie von einer dauerhaften Affäre berichtet. Davon, dass sie durch Gewalt, Erpressung oder jedenfalls ohne ihr Einvernehmen zu der Affäre gezwungen worden sei, berichtet die Frau jedoch nichts,³⁴ sondern schlicht davon, dass sie Petrus regelmäßig *zu willen* (V. 218) gewesen sei – ein ausgesprochen überraschendes Geständnis. Und doch will der Blinde nur Petrus bestrafen, da er seiner Frau die Heilung zuschreibt.

2.6 Gender-Bilanz

Während die Forschung oft die Frau auf den Typus der schuldhaft-untreuen Ehefrau reduziert und ein Unrecht gegenüber dem Blinden gesehen hat, erweist sich bei genauer Lektüre die Frau im ersten Abschnitt nicht als Täterin, sondern als Opfer, das mit einem lieblosen, gewalttätigen und vermutlich älteren³⁵ Mann verheiratet wurde. Dass die Forschung diesen Aspekt oft übersehen hat, korrespondiert auch mit der Perspektivenführung, die am Textbeginn das Innenleben des Blinden zeigt und gleichzeitig einen negativen Innensichtfilter für die Frau etabliert; fokussiert wird zunächst die Angst des Blinden um die Treue seiner Frau (primacy-Effekt). Das Leid

der Frau ist Teil der *histoire*-Ebene, wenngleich auf *discours*-Ebene weitgehend darüber hinweggegangen wird – Rezipient*innen müssen die entsprechenden Inferenzen selbst vornehmen. Solchen Rezipient*innen, die der anfänglichen Fokalisierung auf den Blinden folgen und dessen Figurenperspektive privilegiert sehen, wird es umso überraschender (oder gar als Bruch?) erscheinen, wenn der Handlungserfolg am Textende die Ehefrau privilegiert.

Allerdings wird einer solchen Rezeptionshaltung auch auf *discours*-Ebene entgegengewirkt: Für die Liebschaft mit dem ebenfalls jüngeren Studenten im zweiten Abschnitt wird nicht die Beschreibungssprache einer ungezügelten Libido gewählt, die Zuneigung wird vielmehr auf mentaler Ebene angesiedelt: *dem die frau von herzen holt was* (V. 38) – das Student und Frau scheinen zueinander zu passen.³⁶ Die Frau als einen Typus zu beschreiben, der böswillig und unersättlich ist, wird den Spezifika dieser Stofffassung nicht gerecht; der Textbeginn hält solche Stereotype auf Distanz.³⁷

In anderen Ehebruchsgeschichten mit Blindenheilung redet die Frau dem Ehemann eine Sinnestäuschung ein (vgl. Beyerle 1979, S. 65–82). Hier hätte die Ehefrau nicht die schlechtesten Karten: Wenn der Blinde zum ersten Mal überhaupt sieht und erstmals seine Frau sieht: Wie will er sicher sein bei dem, was er sieht? Beyerle (1979, S. 81f.) berichtet etwa zu Chaucers ›Merchant's Tale‹, dass die Ehefrau ihrem Ehemann mitteilt, sie habe zu Heilungszwecken auf dem Baum mit dem jungen Mann lediglich gekämpft. Die irrtümliche Wahrnehmung eines Ehebruchs durch den Ehemann sei »auf eine anfängliche Unschärfe seiner Augen« zurückzuführen, »die ja nur zu verständlich sei.«

Doch in der ›Buhlschaft‹ bemüht die Frau nicht etwa eine fadenscheinige Ausrede, vielmehr geht sie offensiv damit um. Sie steht zu dem Seitensprung, und zwar so, dass sie einen Nutzen davon hat. Ihre anfängliche Rolle als Gewaltopfer, bei der ihr das *eisen halfter* einen selbstbestimmten Umgang mit ihrem Körper verwehrt hat, wird zunächst dadurch ersetzt,

dass sie gegen den Willen ihres Mannes selbst über ihren Körper bestimmt und mit dem Studenten schläft. Auch wenn man bei dem Stichwort ›körperliche Selbstbestimmung‹ an Diskussionen im 20. Jahrhundert denken mag, bleibt es doch nicht dabei, dass dieses Thema nur durch die gewalttätigen *huote*-Maßnahmen des Ehemanns und durch die Selbstbemächtigung der Frau bei den Aktionen in der erzählten Welt ins Bild gesetzt würde. Vielmehr wird das Thema in den Figurenreden der menschlichen und der himmlischen Figuren zum Diskursgegenstand; die Frau gewinnt mit dem Hinweis auf den erfundenen dauerhaften Ehebruch mit Petrus die Diskurshoheit bei diesem Thema. Sie agiert so souverän, wie Christus ihr das zugetraut hat – erst mit dessen Vorhersage wird sie erstmals mit dem Figurentypus der redegewandten Frau überhaupt in Verbindung gebracht.

Nachdem Petrus auf der Prügelstrafe insistiert, erfindet sie die weitreichende Ehebruchsfiktion, obschon sie einfachere Alternativen hätte. Weniger der Ehebruch als der offensive Umgang damit ist entscheidend – umso mehr, als sie mit dem angeblichen zwölfmonatigen Ehebruch selbstbestimmt und aktiv gerade die Rolle einnimmt, die ihr die ältere Forschung von vornherein unterstellt hat: Die Rolle der listigen und notorischen Ehebrecherin im Schwank, die aber hier selbst fiktionsintern eine fiktive Rolle ist; und sie übernimmt diese Rolle in einer auffälligen und hochtransparenten Weise. Dadurch, dass diese Rolle hier einer Faktengrundlage entbehrt, weil der langwährende Ehebruch mit Petrus nur erfunden ist, wird eine Reflexion über und womöglich eine Kritik an solchen Gattungstereotypen möglich.

Ich sehe hier eine gewisse Parallele zu Antikonie im ›Parzival‹, die an ihrem Hof einen selbstbestimmten Umgang mit ihrer Sexualität öffentlich sichtbar beansprucht (vgl. Dimpel 2018c). Starke Frauen also, von der älteren Forschung mitunter als Flittchen diskriminiert – und das, obschon die Ehefrau weit souveräner handelt als der Ehemann oder als die armselige Petrusfigur (vgl. Reichlin 2010, S. 259: eine »leicht dümmliche Figur«; zu Petrus als Schwankfigur in weiteren Erzählungen vgl. auch von Müller 2019).

2.7 Linear und axiologisch konsequent statt kontingent oder sprunghaft-final

Vor dem zweiten Versuch einer Bestrafung hatte Petrus die Erlaubnis eingeholt, dem Mann eine Prügelstrafe vorzuschlagen; vermutlich hat Petrus diese Erlaubnis als notwendige Bedingung für eine Bestrafung angesehen. Nunmehr jammert Petrus und lässt nicht davon ab, Christus gegenüber seinen Wunsch nach Bestrafung zu thematisieren. Dieses Mal präzisiert er die notwendige Bedingung (*herr, und hett ich gwalt*; V. 235) und ergänzt: *und rich mich an ir durch dein gepot*. (V. 242) Diese Bedingung wäre vermutlich hinreichend, insoweit sich der Wille des Allmächtigen in orthodoxen Welten stets erfüllt. Doch eine göttliche Lizenz zum Strafen wird gerade nicht erteilt:

weistu nicht, das ich mein leben
für den sünder hab gegeben.
dorumb so wil ich keinen lon.
ich wil sie in meinem schirm han.
ee ich sie ließ in nöten,
ich ließ mich noch eins töten.
(V. 245–50)

Eine Absage an Strafen also generell: Wer bereit und auf mich vertraut, dem wird vergeben.

Auch wenn die Frau innerhalb der erzählten Welt wohl als die überlegene Figur gelten darf, bleibt mit diesem Ende doch ein gewisses Irritationspotential bestehen: Zur erzählten Zeit lässt die Frau keinerlei Reue erkennen; ob sie über Gottvertrauen verfügt, wird nicht zum Thema. Ob eine Reue künftig denkbar ist, bleibt unklar; zumindest scheint Christus die Seele der Frau noch nicht abgeschrieben zu haben. Ob aber das gute Ende für die Frau auch unter eschatologischen Aspekten ein gutes Ende ist, bleibt damit offen.

Auch wenn ein Erzähler, der der Christus-Figur eine weitreichende Vergebungszusage einschreibt, eigentlich fast sicher sein könnte, Vergebung

zu finden, wenn diese Vergebungslogik theologisch zutreffend ist, so unterläuft doch die Abschlussentenz eine solche Gewissheit: *Also hot dise red ein ende. / got sol uns sein gnade sende.* (V. 255f.) Hier doch nur ein Hoffen auf Gnade: eine Position, die eine Vergebungsautomatik wieder relativiert.

In diesem Tagungsband wird das Ende von Texten mit Blick auf Irritationen, Ambivalenzen, alternativen Wertsetzungen und einem ›sich selbst in Frage stellen‹ perspektiviert. Die ›Buhlschaft‹ ist insofern ein geeignetes Beispiel für solche komplexen Schlussgebungen, als hier ein einseitiges moralisierendes Verachten einer Ehebrecherin nicht nur unterlaufen, sondern ins Gegenteil gewendet wird. Für eine solche Wendung muss der Text nicht etwa wie der ›Tristan‹ die Liebe als Letztwert modellieren, dem sich andere Wertmaßstäbe unterordnen müssen. Der Text führt durch derartige Volten, vielleicht unter anderem einfach auch deshalb, weil Literatur so etwas vermag. Anlass war ein ausgedachtes, verschriftlichtes Märe: Der Plan, den der Student erdacht und im Brief festgehalten hat; darin mag man eventuell einen Verweis auf Reflexion über Literarizität sehen.

Der Text erzählt wiederholt Übertriebenes, wo doch einfache Alternativen möglich wären – am Anfang hätte der Blinde das Schlafzimmer absperren können, statt sie in Eisen zu legen. Ähnlich übertrieben wirkt auf den ersten Blick die erfundene Affäre mit Petrus. Einerseits wird damit die Heilung doppelt mit dem Sex-Motiv verbunden – mit Petrus und dem Studenten. Andererseits besteht ein Konnex zu der nächtlichen Misshandlung: Ein Ehebruch in Jahreslänge kann dem Blinden als Beweis dienen, dass das In-Eisen-Legen erfolglos war: *Huote* ist nutzlos, die Präventivstrafe auch. Umgekehrt zeichnet sich das Ende des Textes dadurch aus, dass nun der Mann bestraft ist: Er muss glauben, dauerhaft und oft gehört worden zu sein, eine Spiegelstrafe, die ähnlich demütigend ist wie die nächtliche Demütigung der Frau. Insofern ist auch die Ehebruchsfiktion mit Petrus nicht kontingent, sie reagiert präzise und linear auf den Anfang des Märe, ohne doch durch diesen Anfang kausal verursacht zu sein.

Dort, wo Kausalketten womöglich suggeriert werden, werden sie destruiert. Die Ereignisfolge führt vom Ehebruch zur Sehfähigkeit statt zur Bestrafung der Ehebrecherin, aber nicht monokausal als Ursache-Wirkungs-Verhältnis – entgegen der offensichtlichen Auffassung der Ereignisfolge durch den Blinden. Die Frau suggeriert einen Kausalzusammenhang vom angeblichen fortgesetzten Ehebruch mit Petrus zum Wunsch von Petrus, den Blinden blind zu sehen: *wan er sehe dich gern plint, / darumb das ich im heitt zu willen gedint.* (V. 217f.) All das ist erfunden. Zum Hauptproblem wird ein strafendes Eingreifen in fremde Handlungsketten bei unzureichender Informationslage; bereits am Textbeginn steht die Präventivstrafe mit dem *eisen halfter*.

Wichtige Elemente auf dem Weg zu diesem Ende sind überzogene Entscheidungen, Wahrnehmungstäuschungen, eine Verunsicherung von verdeutlichenden Interpretationen, ein Sprechen auf verschiedenen Ebenen, Unregelmäßigkeiten bei der Chronologie; die Zukunftsbeeinflussung gelingt nur dem Studenten und der Frau, die klug zu reden und zu interpretieren versteht. Christus handelt nur einmal, er straft nicht, sondern er kündigt die Heilung an und heilt tatsächlich – vielleicht lässt sich dieser Konnex als kausal beschreiben. Danach wird fast alles gut.³⁸ Ein pazifistisches Märe mit der Botschaft: *Make love, not war*.

Eine prospektive Finalität³⁹ ist im Wesentlichen auf Christus begrenzt, der meint, die Frau werde schon eine Antwort finden, wenn der Blinde sehen kann: Damit ist erwartbar, dass der Ehebruch straflos bleibt.⁴⁰ Darüber hinaus ist eine prospektive Finalität bei einer Erstlektüre nicht allzu gut erkennbar: Wie die Frau Probleme löst, bleibt überraschend. Retrospektiv ist Finalität ebenso erkennbar wie Linearität. Zur linearen Stringenz tragen zahllose Motiv-Korrespondenzen, Äquivalenzen und Kontraste, Responionen etc. bei,⁴¹ also narrative Mittel einer paradigmatischen Kohärenz, auch wenn es in der Handlung einige überraschende Wendungen gibt.

Ich hoffe, herausgearbeitet zu haben, dass man dem Märe nicht eine vorwiegend kontingente, sondern eher eine ›von vorn‹ vorbereitende Linearität zuschreiben kann.⁴² Dabei trägt gerade auch die axiologische Dimension zu linearer Plausibilität bei: Poetische Gerechtigkeit kann zu einer Wahrnehmung eines Textes als stringent beitragen. Kontingenz hat die Forschung v.a. an einer vermeintlichen Ungerechtigkeit festgemacht, als sie sich über die leichtfertige Vergebung des Ehebruchs beunruhigt hat.⁴³ Wenn man nicht die gender-relevante Setzung vornehmen wollte, dass der Ehebruch als schwerwiegender einzustufen sei als die nächtliche Misshandlung der Ehefrau, und wenn man bedenkt, dass der Ehemann am Ende seinem Augensicht sogar gegenüber dem erfundenen Ehebruch mit Petrus mehr Gewicht zubilligt, dann kann man wohl davon ausgehen, dass die Vergabungslogik linear stringent erreicht wird.

Linearität, Finalität oder Kontingenz sind den Texten meist nicht ontologisch eingeschrieben, Kausalität noch seltener. Ob man solche Phänomene attribuieren will, hängt auch von subjektiven Wahrnehmungsdiskpositionen ab: So haben manche Literaturwissenschaftler*innen, die zahlreiche Schwankmären kennen, wohl deshalb vorwiegend nach Stereotypen Ausschau gehalten und eine Bestätigung ihrer Annahmen zur Gattung und zu konventionellen gender-Konzepten gefunden, auch wenn dabei die Spezifika insbesondere des Textbeginns übergangen werden. Andererseits kann man auch das anfängliche Leid der Frau wahrnehmen und die Augen offen halten für lineare Zusammenhänge.

Ausblickend sei notiert: Literatur operiert mit Zeichen und ihren Bedeutungen. Zu überlegen wäre noch, ob die Untersuchung von literarischen Kausalitätsproblemen noch aussichtsloser ist als die Untersuchung von realen Sachverhalten oder Ereignissen: In literarischen Texten sind häufig Interferenzen zwischen der Ebene der erzählten Welt und der Ebene der narrativen Vermittlung anzutreffen, die die Option zur Reflexion über die Ereignisse in der erzählten Welt mitführen; die Ebene der narrativen Vermittlung kann zudem die Informationen oder Wertungen anbieten, die den

Figuren der erzählten Welt nicht verfügbar sind. Dadurch kann transparent werden, dass man es bei Ereignisfolgen nicht nur mit den Ereignissen selbst zu tun hat, sondern dass Bedeutungen von Zeichen in andere Bedeutungen von anderen Zeichen überführt werden. Die ›Buhlschaft‹ führt mehrfach vor, dass die von den Figuren angenommenen Bedeutungen von Ausgangs- und Folgesachverhalten aufgrund von begrenzten Wahrnehmungsperspektiven sich auf der übergeordneten Ebene als eigentlich falsch erweisen und dass deshalb ihre Kausalitätsvermutungen – insoweit man als Rezipient auf diese schließen darf – ebenso falsch sind.

Anmerkungen

- 1 Tatsächlich erfahren wir dank eines Verzichts auf Bewusstseinsdarstellung nicht explizit, ob Petrus eine solche Kausalitätsannahme tatsächlich trifft, auch wenn mir (ähnlich wie Reichlin) das Verhalten von Petrus nur dann als plausibel erscheint, wenn er von einer Kausalrelation ausgeht. Auch wenn dadurch stilistische Qualität auf dem Altar einer präziseren Beschreibungssprache geopfert wird, werde ich im Weiteren in solchen Fällen stets von mutmaßlichen oder ›offensichtlichen‹ Kausalitätsannahmen schreiben; vgl. zum Konzept der Offensichtlichkeit (›manifestness« in Anschluss an Sperber und Wilson) Jannidis 2004, S. 56–60. Verwendete Textausgabe: Grubmüller 1996.
- 2 »Das folgende Diagramm zeigt den Zusammenhang zwischen Ertrinkungstoten und dem Verzehr von Speiseeis. Mit dem Anstieg des Eiskonsums steigen auch die Todesfälle durch Ertrinken. Diese Studie zeigt jedoch nur eine Korrelation bzw. Assoziation, keine Kausalität. Der Verzehr von Speiseeis ist nicht die Ursache für Ertrinkungstote. Vielmehr wird an heißen Tagen eher Eis gegessen, und die Wahrscheinlichkeit, am Strand zu ertrinken, ist daher größer. Die Temperatur ist also ein Confounder (Störgröße), der zu einem beobachteten Zusammenhang führt, obwohl es in Wirklichkeit keine Kausalität gibt.« In: [Kausalität, Korrelation, Reliabilität und Validität](#), redaktionelle Verantwortung: Stanley Oiseth, Lindsay Jones, Evelin Maza, zuletzt aktualisiert: 21.06.2023.
- 3 Ein problematisches INUS-Beispiel findet man im Dorsch-Lexikon der Psychologie: »Bez. man bspw. den Heimaufenthalt als Ursache für die Straffälligkeit

eines Jugendlichen, bedeutet dies: Der Heimaufenthalt ist allein nicht hinreichend (denn nicht alle Heimkinder werden straffällig), aber ein notwendiger Teil einer indiv. Bedingungskonstellation (den sog. Randbedingungen), die insges. zwar nicht notwendig für Straffälligkeit ist (denn auch Personen mit anderen Erfahrungen und Eigenschaften werden straffällig), im konkreten Fall aber offensichtlich hinreichend. Daraus folgen die sog. kontrafaktische Explikation von Kausalität (Wenn der Jugendliche nicht im Heim gewesen wäre und wenn alle anderen Bedingungen gleich geblieben wären, dann wäre er nicht straffällig geworden.) « (Wirtz o.J.)

Einzuwenden ist: Wenn ich nur den konkreten Fall nehme, kann ich nur den Heimaufenthalt und die Straftat feststellen. Anhand des Falls kann man mit Hume nicht von Kausalität sprechen, da der Konnex von Heimaufenthalt und Straftat selbst nicht beobachtet werden kann. Falls die Situation nicht dem Zufall geschuldet ist, war im konkreten Fall für die Straftat irgendetwas hinreichend und vermutlich einiges andere notwendig. Eine Kausalitätsattribution zu einem konkreten Fall ist aber nur sinnvoll, wenn ich implizierte ›immer-wenn‹-Regeln habe, die ein ›Hinreichend‹ mit sich bringen. Eine Prüfung des konkreten Einzelfalls könnte auch ergeben, dass das Heimkind in seiner Schulklasse durch Markensucht und gruppendynamische Prozesse in einer spezifischen Situation zu einem Diebstahl veranlasst worden sein könnte – ganz außerhalb des Heims. Angenommen, es gäbe allgemeine Regeln, die einen hinreichenden Konnex von Heimaufenthalt und Straffälligkeit zum Gegenstand haben, so fragt man sich, wie unglaublich komplex derartige Regeln aussehen müssten, wenn auf deren Basis ausnahmslos und auch in Zukunft alle Heimkinder, die diesen Regeln entsprechen, straffällig werden? Ein wenig entlarvend ist, dass die Dorsch-Lexikon-Beschreibung nur von Randbedingungen spricht, aber keine Randbedingungen benennt, die gleichwohl recht bedeutsam sein können: Etwa das Verhalten der Eltern, die genetische Disposition, das Verhalten der Erzieher*innen, das weitere Umfeld wie das Verhalten der anderen Heimkinder oder die konkrete Situation, in der im konkreten Fall die Straftat begangen wurde. Wenn Regeln und notwendige Bedingungen so spezifisch werden, dass sie kaum reproduzierbar sein können, stellt sich die Frage, ob man mit dem Set aus Regeln und Bedingungen nicht eine erweiterte und stark individuelle Fallbeschreibung anstelle allgemeiner Regeln konstruieren würde, für die das Etikett ›kausal‹ relativ überflüssig wäre. In diesem Beispiel hat man ein vages Bündel von zwei Sachverhalten und unklaren ›Randbedingungen‹, bei dem ganz unklar ist, wie man von

Sachverhalt 1 zu Sachverhalt 2 gelangt, so dass man kaum von Kausalität sprechen kann.

Auch die kontrafaktische Folgerung (keine Straftat, wenn kein Heimaufenthalt) könnte unzutreffend sein (bspw. wenn der Jugendliche andernfalls in einem problematischen familiären Umfeld mit Neigung zu Straftaten verblieben wäre), so dass auch hier die Ableitung eines kausalen Konnex fragwürdig ist. Vermutlich ist es weit sinnvoller, solche Konstellationen gegebenenfalls als statistische Korrelation und nicht als Kausalverhältnis zu beschreiben, und, insoweit das zutreffend ist, davon zu sprechen, dass ein Heimaufenthalt zu einem statistisch höheren Risiko von Straffälligkeit beiträgt.

4 Stegmüller (1983, S. 593–596) versucht eine Verallgemeinerung zu »kausalen Regularitäten«, die aber nur rekonstruiert werden können (ebd., S. 596). Letztlich wird dabei nur die INUS-Bedingung für einen konkreten Fall durch die Redeweise ergänzt: »Immer wenn ..., folgt ...« (ebd., S. 594). Wie man dieses ›immer‹ überprüfen wollte, kommt hier kurz bzw. wird ins kausale Feld abgeschoben. Auch wenn Stegmüller in diesem Abschnitt in formallogischer Notationsweise eine Reihe an Operationen durchführt, die die Explikation unterstützen sollen, bleiben diese Ausführungen wie schon bei den Kausalgesetzen auf eine Metaebene beschränkt. Wiederum wird eingeräumt, dass unser Wissen über Regularitäten normalerweise »unvollkommen« ist und eine »fragmentarische Gestalt« hat (die zugehörige Formel weist zahlreiche iterative Leerstellen auf), weswegen wir gewöhnlich nur »elliptische allgemeine Kausalsätze« formulieren könnten (alle: ebd., S. 597). Und selbst, wenn für Einzelfälle konkrete Regeln in gültiger Form rekonstruierbar wären, könnte man prinzipiell Humes Einwand auch auf diese kausalen Regularitäten beziehen: Sie sind ebenfalls nicht empirisch wahrnehmbar und ein reines Konstrukt.

5 <https://home.uni-leipzig.de/schreibportal/korrelation-als-kausalitaet>.

6 Etwas unsystematisch scheint mir der folgende Passus von Wolf Schmid (2014, S. 5): »Auch wenn im Text die kausalen Verknüpfungen nicht expliziert werden, sind sie in der erzählten Welt gleichwohl vorhanden und werden vom Leser konkretisiert.« Bei der ontologischen Präsenzbehauptung vor dem ›und‹ spekuliert Schmid über Phänomene, die nicht in den Texten vorhanden und nicht überprüfbar sind, solange Kausalzuschreibungen nicht explizit von der Erzählinstanz vorgenommen werden. Plausibler sind Schmid's Aussagen zu Rezeptionsvorgängen in den Folgesätzen: »Eine solche im Text ›vorhandene‹ und vom Leser nur noch mehr oder weniger adäquat aufzulösende Motivierung sollte man jedoch

nicht als Regelfall ansetzen. In der Frage, ob dargestellte Zustände in einer Kausalbeziehung stehen, hält die Literatur den Leser nicht selten in unaufhebbarer Ungewissheit. [...] Wir tendieren als Leser dazu, Geschehensmomente, die aufeinander folgen, auch in eine ursächliche Verbindung zu bringen. Das heißt aber noch nicht, dass Verbindungen, die wir inferieren, im Text tatsächlich enthalten sind.« Schmidts Ungenauigkeit im ersten zitierten Satz schließt an die fragwürdige Formulierung bei Martínez (1996, S. 25) an, der nicht explizit vorhandene Kausalrelationen mit Rekurs auf Ingardens Unbestimmtheitsstellen recht kurzschlüssig zu doch vorhanden Relationen erklärt (sie wären angeblich »unbestimmt vorhanden«) und der gar der kausalen Motivation zuschreibt, dass sie »ontologische Aussagen macht über Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge der erzählten Welt« (beide: ebd., S. 28). Auch bei Martínez/Scheffel (1999, S. 111) gehören kausale und finale Motivierung »der erzählten Welt fiktionaler Texte an« – eine bloße Setzung. Solche Aussagen verkennen, dass es sich dabei um Zuschreibungs- bzw. Wahrnehmungsphänomene handelt (vgl. dazu ausführlich Dimpel 2018a, S. 250–253). Selbstverständlich beruhen Schlussfolgerungen von Rezipient*innen auf Textinformationen, die sich etwa als Andeutungen verstehen lassen und die solche Inferenzen begünstigen. Dennoch halte ich es für einen grundlegenden narratologischen Fehler, wenn man nicht zwischen den tatsächlich erzählten Textinformationen und den Inferenzen durch Rezipient*innen unterscheidet. Vorsichtiger etwa spricht Koschorke (2017, S. 74–79) nur von »tentativer Kausalität«. Zurückhaltend auch Kragl (2013, 116f.): »Ich frage mich, ob nicht jede Kausalität selbst nichts anderes als eine kontiguitäre Größe ist, ob nicht jede Kausalkette notwendig mit kontiguitären Abkürzungen operiert. [...] Absolute formallogische Kausalität stünde dann jeder Lebenswirklichkeit – auch jeder literarisch vermittelten – entgegen und existierte allenfalls in Form mathematischer Systeme.«

- 7 Etwas spürbar wird diese Problematik auch bei Jannidis (2004) obwohl hier kausale, finale oder kompositorische Motivierung rezeptionsorientiert verstanden und als etwas bezeichnet werden, das der »Leser sieht« (ebd., S. 223). Jannidis führt als ein Beispiel für eine »kausale Motivierung mittels transitorischer Figureninformationen« die Andrean/Roberti-Episode im ›Fortunatus‹ an (ebd., S. 226): Hier würden alle Figuren, die zum Haus von Roberti gehören, wegen Mitwisserschaft gehängt. Dass Fortunatus durch »das Zeugnis seiner Unschuld gerettet wird« (ebd.?), sei kausal dadurch motiviert, dass er zum Tatzeitpunkt nicht in London war (»diese transitorische Figureninformation ist die direkte Motivierung seiner Unschuld« [ebd.?). Natürlich können Rezipient*innen ei-

nen kausalen Konnex zwischen Fortunatus' Abwesenheit und seiner Rettung annehmen. Bleibt man bei der Frage, ob Kausalität tatsächlich auch im Text vorliegt, so wäre zu konstatieren, dass die Abwesenheit eine notwendige Bedingung, aber nicht hinreichend ist. Zur Rettung ist darüber hinaus noch notwendig, dass der Koch vor seiner Hinrichtung die Unschuld von Fortunatus publikumswirksam herausschreit. Auch das ist noch nicht hinreichend: der Richter will ihn trotzdem hängen lassen. Notwendig ist weiter, dass massiv auf den Richter eingewirkt wird; erst die finale Entscheidung des Richters ist hinreichend für die Rettung: *Vnd als man den koch hencken solt, der was der löst on Fortunato, was ain Englischer, der schray mit lauter stym, das es manigklich höret, das Fortunatus nit vmb die ding wißt. wie wol der richter wißt, das er vnschuldig was, noch so woltt er yn hon lassen hencken vnnd was sein mainung, ließe er yn lödig, so wurde er sunst zu todt geschlagen. Doch so ward souil mitt dem richter geredt, das er yn nit solt hencken lassen, so er auch nit ain Florentin vnd vnschuldig was. vnd also sprach der richter zu Fortunato: nu mach dich bald auß dem land [...].* (Fortunatus, S. 421f.)

8 Während Stegmüller (1983, S. 600–638) versucht, in Anschluss an Patrick Suppe probabilistische Ansätze in ein Kausalitätsmodell zu integrieren, scheinen mir solche Versuche zur Beschreibung von Kausalität in literarischen Texten nicht sinnvoll zu sein. Während in der realen Welt oft eine experimentelle Wiederholung und eine Überprüfung, ob statistische Signifikanz vorliegt oder ob eine Ereignisfolge durch den Zufall bedingt ist, möglich ist, ist eine solche Prüfung in erzählten Welten nicht möglich. Auch eine Überprüfung, ob es sich bei einem Sachverhalt um eine direkte, eine indirekte oder um eine Scheinursache handelt (Stegmüller, ebd.), ist in erzählten Welten nicht möglich, zumal literarische Text dazu tendieren, gerade das Unwahrscheinliche ereignen zu lassen. Oft legen literarische Text scheinbare Logiken von Ereignisabfolgen nahe, um Leser*innen auf falsche Fährten zu locken, um dann doch eine angedeutete Logik als unzutreffend oder unvollständig zu entlarven. Vgl. zu Suppe auch Peplies (2021, S. 57): »wenn Kausalität nichts weiteres als probabilistische Abhängigkeit ist, dann kann es eben häufig der Fall sein, dass Ursachen ihre Wirkungen nicht hervorbringen. [...] Weil Suppe Reichenbachs Überlegungen zu bedingten Unabhängigkeiten nur dahingehend nutzt, dass er das Vorliegen von Scheinkorrelationen formalisiert, um alsdann zu stipulieren, dass eine genuine Ursache keine Scheinursache ist, ist eine probabilistische Analyse nur wenig erhellend.«

9 Nebenbemerkung: Ohne an dieser Stelle das Fass der Autorintention öffnen zu wollen, ließe sich sogar mit einiger Plausibilität spekulieren, dass Rezipient*innen

im Rahmen der literarischen Kommunikation einen Zusammenhang von Sozialisation, Ratschlägen und Ring- und Kussraub sehen sollen; ob dieser Zusammenhang jedoch ein kausaler sein soll, wäre eine andere und deutlich weitgehendere Frage.

- 10 Dimpel 2018a, Dimpel 2018b; in diesen Aufsätzen auch ausführlich zu Martínez/Scheffel und zu Haferlands Thesen zum überwiegend finalen Erzählen im Mittelalter sowie zu Meincke 2007, Störmer-Caysa 2007, Ajouri 2007, Mellmann 2016.
- 11 Noch komplexer formuliert Strohschneider (2000, S. 118f.) zum ›Gregorius‹: »Handlungslogische Kausalitäten unterfangen diesen syntagmatischen Nexus der beiden Inzesterzählungen. [...] Und weil feudale Machtsysteme solche unentwegter männlicher Statuskonkurrenz sind – Landherren müssen sich benachbarte weibliche Herrschaft einverleiben –, sind dieserart die umsitzenden Fürsten zur Unterwerfung von Land, Herrschaft und Frau geradezu genötigt, was es ermöglicht, die strukturierte Geschehnisfolge des ›Erlösermärchens‹ kausal anzuschließen.« Auf dieser abstrakten Ebene bleibt offen, wer woran inwiefern kausal anschließt. Verhaltensdispositionen und ermöglichende Konstellationen mögen bestimmte Verhaltensweisen als plausibel oder wahrscheinlich erscheinen lassen, doch bleibt auch dies weder hinreichend noch notwendig.
- 12 Skizziert sei nur kurz: Weil zunächst zu klären wäre, worin eine (oder gar: die) psychologische Disposition einer Figur bestünde und wie sie zu ermitteln wäre, ist das Sprechen von einer »kausal-psychologischen« Motivierung besonders problematisch. So sieht Yu (2021, S. 170) eine kausal-psychologische Motivierung in Konrads ›Schwanritter‹, wobei die Elemente, die kausal verknüpft sein könnten, in der Studie nicht explizit benannt werden. Vielmehr scheint es Yu eher allgemein um einen Gewinn »an psychologischer Plausibilität« (ebd., S. 173) zu gehen. Auch andernorts setzt Yu eine Handlung, »die durch soziale Konventionen und Erwartungen rational begründet wird«, unbesorgt und vermutlich in Anschluss an Martínez mit kausaler Motivierung in Eins (ebd., S. 170). Bei einem derart vagen Kausalitätsbegriff wird offenbar davon ausgegangen, dass bei einer kausal-psychologischen Motivierung eine Handlung mit der psychologischen Disposition einer Figur ›irgendwie‹ zusammenhängt. Eine psychologische Disposition könnte hier etwa als eine von mehreren notwendigen Bedingungen an einer Handlungsfolge teilhaben. Bei einem präziseren Kausalitätsbegriff sollten klar explizierbare Elemente einer psychologischen Disposition hingegen hinreichend für die Handlung sein, wenn man von einer psychologisch-basierten Kausalität sprechen wollte. Zwar kann eine Figurenpsyche explizit und breit ausge-

staltet sein; andererseits ist es häufig so, dass Rezipient*innen ein psychologisches Figurenprofil auch auf der Grundlage von wenigen oder indirekten Figureninformationen wie Andeutungen, Raumsemantik etc. rekonstruieren; es handelt sich bei der rekonstruierten Figurenpsyche dann nicht um erzählte Fakten, sondern um rezeptionsseitige Inferenzen (vgl. Jannidis 2004, S. 198–221). In solchen Fällen kann kaum geklärt werden, ob eine mentale Disposition eine hinreichende Bedingung für eine bestimmte Handlung ist. Wenn in einer inneren Figurenrede der Entschluss, eine bestimmte Handlung auszuführen, berichtet wird, woraufhin die Figur diese Handlung ausführt, kann man wohl, wenn alle notwendigen Bedingungen erfüllt sind, diese erzählte Intention als hinreichend ansehen. In derart klaren Fällen wäre es aber nicht notwendig, das Etikett ›kausal-psychologisch‹ zu vergeben, da weitere Informationen zu einem Figurenpsychogramm dann sekundär wären. Der Begriff ›intentionales Handeln‹ wäre hier ausreichend. Oft liegen weniger klare Fälle vor. Jannidis (2004, S. 222) beschreibt eine »vermittelte Kausalität, in der das Merkmal eingeführt wird, aber nicht direkt eine Handlung bewirkt, sondern Merkmalseinführung und Handlung weiter auseinanderliegen«. Als Beispiel könnte man an eine Figur denken, die als jähzornig vorgeführt wird, oder der in innerer Figurenrede jähzornige Gedanken eingeschrieben werden. Daraufhin handelt diese Figur in einer konkreten Situation ihrem Jähzorn entsprechend. Hier ist eine große Bandbreite von situativen Verknüpfungen möglich: Die Figur könnte bereits zuvor darüber nachgedacht haben, wie sie in der konkreten Situation vermutlich reagieren würde, oder eine allgemeine Neigung zum Jähzorn könnte auch in einer Situation zum Tragen kommen, von der die Figur im Vorfeld nichts wissen konnte. In beiden Fällen wäre zu fragen: Ist die Neigung zum Jähzorn lediglich eine notwendige Bedingung für die Handlung, oder wäre diese Neigung auch hinreichend? Inwieweit wären weitere Trigger für die Handlung notwendig oder hinreichend? Ob der Begriff ›vermittelte Kausalität‹ indes sinnvoll ist, ist fraglich; mit van Well (2016, S. 39) würde ich eher von ›figurenologischer Motivierung‹ sprechen oder beim Begriff der ›linearen Motivierung‹ bleiben: Soweit es darum geht, dass eine Handlung lediglich mit einer rezeptionsseitigen inferenzbasierten Rekonstruktion eines Figurenprofils so in Verbindung gebracht werden kann, dass die Handlung der Figur vor dem Hintergrund dieses Profils plausibel wirkt, liegt keine Kausalität, sondern lineare Plausibilität vor, die auch als Rezeptionseindruck einer psychologischen Stimmigkeit beschrieben werden kann. Auf dieser Grundlage wäre dann auch Aussagen, dass in mittelalterlichem Erzählen kausal-

psychologische Verknüpfungen oft fehlen würden, die Grundlage entzogen – natürlich fehlen sie. Sowohl im vormodernen als auch im modernen Erzählen wäre die deskriptive Aussage, dass im Text kausal-psychologische Verknüpfungen vorhanden wären, nur für solche Fälle zu reservieren, in denen die Erzählinstanz selbst eine explizite Verbindung von der inneren Figurendisposition und der Folgehandlung konstatiert. Ein Beispiel für eine explizite Verbindung findet man bei Jannidis (2004, S. 224): Im ›Fortunatus‹ offenbare Fortunatus' Vater seine Verschwendungssucht als »stabiles Persönlichkeitsmerkmal«, die auch nach seiner Verheiratung zur Verarmung führt. Dass die Ursache dafür in der Zügellosigkeit der Figur liegt, wird »ausdrücklich vom Erzähler gegen den Schein eines Sinneswandels zum Besseren bekräftigt«. Noch notiert sei, dass in 21 Forschungsbeiträgen auf meinem Computer, die die Zeichenfolge »kausal[-]psychologisch[e/er/en]« enthalten, 19 Beiträge nicht-vorhandene oder problematische kausal-psychologische Verknüpfungen monieren (eine Ausnahme neben Yu 2021 ist van Well 2016, S. 40, der jedoch dem rezeptionsorientierten Ansatz von Jannidis folgt; allerdings handeln einige weitere Beiträge von kausal-psychologischen Verknüpfungen, ohne dass die gesuchte Zeichenfolge als Einwortausdruck in der OCR-Schicht der Dateien erfasst ist, weil bspw. zwischen ›kausal‹ und ›psychologisch‹ noch weitere Wörter stehen).

- 13 Schmid (2020, S. 7) spricht von »Ursache-Folge-Relationen«: »Diese Motivierung im engeren Sinne, auf die die Formalisten mit ihrem Begriff der Motivation als der Begründung der pragmatischen Ordnung der Fabel abzielten, regelt die kausale Kohärenz der erzählten Handlung. Wir nennen sie die kausale Motivierung.« Vgl. auch ebd., S. 206: »In der kausalen Motivierung sind motivierende und motivierte Elemente zu unterscheiden, insofern sie in einem Ursache-Wirkungs-Verhältnis stehen.«
- 14 Zu Lugowskis Engagement für den Nationalsozialismus vgl. Kaiser (2009, S. 85f.). Lugowskis war NSDAP-Mitglied und hat sich 1942 freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet. Dass bereits in Lugowskis Dissertation Denkfiguren präsent sind, die gewisse Parallelen zu nationalsozialistischem Gedankengut aufweisen, zeigt Jesinghausen (1996, passim). Näher zu erörtern wäre, inwieweit die Marginalisierung der Einzelfigur unter dem Stichwort »Gehabtsein« gegenüber einer totalitär verstandenen Erzählwelt mit einer verwandten Ideologie in Verbindung stehen könnte. Weiter wäre auch zu diskutieren, inwieweit das Primat der Motivierung »von hinten« mit einer Marginalisierung von Einzelfiguren einhergeht, denen mitunter allenfalls eine kompositorische Funktion zugebilligt wird.

Diese Aspekte könnten womöglich mit dem teleologischen Weltverständnis Lugowskis korrelieren; vgl. Kaiser, 2009, S. 90–100, insbes. S. 96. Das soll nun nicht ein Nachdenken über finale Erzählkonzepte diskreditieren. Vielfach sind jedoch Fußnotenreferenzen anzutreffen, die Lugowski unkritisch zitieren. Referenzen auf einen überzeugten Nationalsozialisten sollten nicht unmarkiert neben Referenzen etwa auf Martínez oder Genette stehen, da solche Referenzen auch affirmative Funktionen mitführen.

- 15 Durchsucht wurde ein mit OCR-Schicht versehener Scan. Da mit OCR-Fehlern (und, bei kurzen Suchbegriffen nur selten, mit Problemen der Silbentrennung) zu rechnen ist, liefert eine solche Suche nicht mit Sicherheit alle Okkurrenzen.
- 16 Allerdings muss ein Satz, der eine kausale Konjunktion enthält, nicht zwingend als explizite Kausalitätszuschreibung (etwa als hinreichende Bedingung) zu verstehen sein. Stegmüller (1983, S. 601) weist darauf hin, dass solche alltäglichen Aussagen oft auch probabilistisch aufzufassen sind: »Selbst wenn die Äußerung scheinbar nur deterministisch interpretierbar ist, wie z. B. die Wendung ›muß zwangsläufig‹, zeigt in der Regel eine kurze Überlegung, daß dem nicht so ist. ›Seine rücksichtslose Fahrweise muß zwangsläufig einen Unfall herbeiführen‹ ist doch wohl nur so zu interpretieren, daß die Wahrscheinlichkeit, durch eine derartige Fahrweise einen Unfall zumindest mitzuverursachen, groß ist.« Weiterhin ist es im Alltagsverhalten oder bei Figuren in erzählten Welten verbreitet, vorgeschobene Gründe anzugeben, wenn nicht-existente Terminverpflichtungen vorgeschützt werden, um eine Einladung von unliebsamen Personen ohne Affront abzulehnen – man denke etwa daran, wie Harry Potter der Maulenden Myrte Ausreden auftischt, warum er sie entgegen seiner Zusage nie besucht habe. Prinzipiell ist es möglich, dass auch Erzählinstanzen Kausalsätze probabilistisch verwenden oder dass sie nur ein Ereignis (bspw. eine notwendige Bedingung) in einem Kausalsatz erwähnen, obwohl das Folgeereignis eigentlich einer multi-kausalen Erklärung bedürfte. Ferner könnten unzuverlässige Erzählinstanzen Gründe nennen, bei denen Rezipient*innen aus anderen Textinformationen inferieren können, dass die genannten Gründe unzutreffend oder peripher sind.
- 17 Eigens zu diskutieren wäre, ob das bei anderen Texten, die dem Stoffkreis angehören, auch der Fall ist. Vgl. etwa Reichlin 2010, S. 255: »Steinhöwels deutscher Text beginnt bezeichnenderweise mit der Eingangssentenz *Frowen list unentlich ist.*«
- 18 Vgl. Reichlin 2010, S. 264. Zur Kontingenz auf verschiedenen Ebenen notiert Reichlin 2010, S. 256, dass: »im Rahmen eines solchen ›einfachen‹ Providenzmodells Kontingenz thematisiert und exponiert wird. [...] Auf diese Weise wird

die Frage nach einer ontologisch-metaphysischen Kontingenz bzw. Providenz zu derjenigen nach der Providenz bzw. Kontingenz des Erzählens verschoben.«

- 19 Der Blinde bestraft sich zugleich auch selbst, denn die eiserne Gerätschaft dürfte auch ihn zumindest nachts an dem hindern, was er potentiellen Nebenbuhlern unmöglich machen will. Dass die Ehefrau sich später so bereitwillig auf den Studenten einlässt, könnte eventuell auch auf ein Defizit in diesem Bereich verweisen, für das der Ehemann mitverantwortlich ist.
- 20 Vgl. auch Reichlin 2010, S. 269, zu Diskontinuitäten und anachronistischen Verweisen, auch wenn die These vom »Kollabieren des hierarchisch geschachtelten Zeitgefüges der *histoire*« wohl etwas weit geht.
- 21 Vgl. auch die Verwendung des Wortes in V. 160 und V. 215, hier als Verhinderung der *puß*.
- 22 Zu den Baumarten (Linde vs. Apfel- bzw. Birnbaum) vgl. Reichlin 2010, S. 257.
- 23 Zur Metaphorik vgl. etwa Beutin 2005, S. 40: »Die ›Tasche‹ erscheint wie andere Gegenstände, die geeignet sind, um ›etwas hineinzustecken‹, als frequentes Vulva-Äquivalent.« Bereits der Lexer-Artikel zum Lemma ›sac‹ identifiziert eine *frow die ander scheltit ain sack* als ›hure‹; vgl. weiter Grubmüller 1996, S. 1119.
- 24 Zu Unterscheidung von axiologischer und mimetischer Unzuverlässigkeit vgl. Kindt 2008, S. 48–51.
- 25 Auch hier werden Informationen erst später nachgetragen; zunächst lässt die Formulierung *unser herr* (V. 134) und *herrgot* (V. 144) offen, ob Gottvater oder Christus gemeint sind – wiederum eine Verunsicherung bei linearer Lektüre; erst am Ende (V. 245) wird klar, dass es sich um Christus handelt.
- 26 Vgl. Reichlin 2010, S. 260: »Durch die Gegenüberstellung von Gott (als Vertreter der Providenz) und Petrus (als Vertreter des menschlichen Wahrnehmens) wird so die Unterscheidung irdisch/himmlisch innerhalb der himmlischen Sphäre verdoppelt«.
- 27 Reichlin (2010, S. 260) spricht zwar die Durchlässigkeit der Grenze zwischen himmlischem und irdischem Geschehen an, vereindeutigt aber teilweise auch: »Als Gott und Petrus vorbeikommen, hört der Blinde, der den Baum umfassen hält, die beiden. Da er einen Rivalen erwartet, fragt er drohend: *wer get dapei? / wart, das er auch ein freunt sei.* (V. 137f.). Im Weiteren können die beiden ›himmlischen‹ Figuren sich jedoch unterhalten, ohne vom Blinden gehört zu werden.« Anders Slenczka 2004, S. 152: »Der hier gut funktionierende Hörsinn des Blinden reibt sich mit dem Überhören der tatsächlichen Gegebenheiten der vorausgehenden Szene, so daß sich hier seine Lächerlichkeit einmal mehr zeigt.«

Auch wenn der Ehemann nicht auf das Gespräch von Petrus und Christus reagiert, ist doch gut möglich, dass er sie weiterhin hören kann, auch wenn er den Gesprächsinhalt mit seinem Informationsstand zunächst vermutlich kaum einordnen kann. Allerdings will er die voreilige Wertung von Petrus (*mort*) in Handlung umsetzen. Vom Hören des Ehemanns spricht auch Christus: *wie eben auch der man das hörte*. (V. 234)

- 28 Vgl. Reichlin 2010, S. 263: Die Ausrede der Frau sei »kaum zu falsifizieren [...]. Der Ehebruch erscheint ›tatsächlich‹ als Bedingung für die Heilung des Mannes.« Ebenso Scheuer 2009, S. 753: »In einem wörtlichen Sinn nämlich sind beide Aussagen der Frau über die Wunderheilung und über das von Petrus erwünschte neuerliche Erblinden des Mannes wahr.«
- 29 »буоѝе, stf.«, [Mittelhochdeutsches Handwörterbuch](#) von Matthias Lexer, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23.
- 30 Vgl. auch Reichlin 2010, S. 262: »Es wird deutlich, dass ein in der weltlichen Sphäre unmotiviertes Ereignis nicht als eindeutiger Effekt der Providenz, sondern als ambivalente Leer- oder Verlegenheitsstelle erscheint, die für ganz unterschiedliche Deutungen offen ist. Es setzt sich die Deutung durch, die die Mehrheit überzeugt. Ob dabei eine transzendente Instanz, weltliche Kausalzusammenhänge oder universelle Kontingenz bemüht werden, sagt – der Perspektive des Märes zufolge – wenig über die ›tatsächliche Ursache‹ aus, aber viel über die Ziele derjenigen, die eine solche Deutung vertreten.«
- 31 Anders versteht Wenzel 2020, S. 180: »Verbal vorgegebene Kausalität tritt an gegen das Sichtbare und gründet zugleich im Sehen selbst.«
- 32 Ambig ist auch die teilweise wörtliche Wiederaufnahme der Erklärung der Frau in der Antwort des Ehemanns: *das du so eben hast funden / ein puß [...]*. (V. 184f.) Das Wort *eben* heißt wohl meist ›genau passend‹ (Grubmüller übersetzt mit ›geeignet‹), doch kann *eben* auch temporal als ›soeben‹ verstanden werden (vgl. ›ebene, adv.«, [Mittelhochdeutsches Wörterbuch](#) von Benecke, Müller, Zarncke, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23.). Auch hier dann hätte der Ehemann wohl eher ahnungslos unfreiwillig eine wahre Aussage getroffen: Dass die Frau ad hoc und ›soeben‹ auf dem Baum etwas gefunden hat, das sich *ex post* als Heilmittel entpuppt hat.
- 33 Insofern ist fraglich, ob der Blinde mit Blick auf das Gesamtergebnis tatsächlich ›doppelt betrogen‹ wird (Reichlin 2010, S. 259), da der Ehemann selbst mit der Heilung und dem Ehebruch im Baum als Heilmittel ausdrücklich einverstanden ist.

- 34 Dieses Geständnis ist derart unerhört, dass es in der Forschung teilweise nur gedämpft benannt oder übergangen wird. Nach Reichlin 2010, S. 254, »wird er von der Frau beschuldigt, ihr nachgestellt zu haben.« Ähnlich Schlechtweg-Jahn 2018, S. 258: Er »sei schon die ganze Zeit hinter ihr her gewesen«.
- 35 So etwa Reichlin 2010, S. 254. Dass der Blinde alt ist, wird nicht explizit erwähnt. Allerdings wird der Student als *schön knab* (192) bezeichnet und die Ehefrau als *nit ser alt* (V. 8) – womöglich soll damit eine Opposition zum Alter des Blinden nahegelegt werden.
- 36 Slenczka 2004, S. 146, meint, die Buhlschaft würde sich langsam anbahnen.
- 37 Selbst Slenczka 2004, S. 157, meint, die »Sympathie wird auf die Frau gelenkt.«
- 38 Vgl. zum positiven Ende auch Scheuer 2009, S. 754: »Denn durch den wunder-tätigen Eingriff Christi scheinen alle in die Ehebruchsgeschichte involvierten Fi-guren erlöst – der Ehemann von seiner Blindheit, der Scholar von seinem Geld-mangel, das *wîp* vom Vorwurf durchtriebener Lügenhaftigkeit –, während dem Schüler des Herrn eine handfeste Lehre erteilt wird über jene Gerechtigkeit, die nicht von dieser Welt ist, aber in dieser Welt sich paradox manifestiert«. Ähnlich Schlechtweg-Jahn 2018, S. 274. Scheuer und Schlechtweg-Jahn übergehen den Aspekt, dass der Ehemann an einem zeichenhaften Ort bestraft wird, auch wenn tatsächlich zu betonen ist, dass ihm die Sehfähigkeit wichtiger ist als die erlittene Demütigung. Die Spekulation von Schlechtweg-Jahn, dass »dem weiteren Fort-gang der Ehe [...] auch nichts im Wege« (ebd.) steht, ist zumindest nicht unplau-sibel; offenbar soll die Frau als Siegerin aus der Auseinandersetzung hervorgehen.
- 39 Unter prospektiver Finalität verstehe ich ein Erzählen, das während des Erzähl-verlaufs bestimmten Erwartungshaltungen von Rezipient*innen in Bezug auf den weiteren Handlungsfortgang zuarbeiten kann – bspw. der Vermutung, dass ein *Happy-End* angesteuert wird. Dagegen ist bei einer retrospektiven Finalität erst in der Rückschau wahrnehmbar, dass ein Ereignis für ein bestimmtes Fol-geereignis notwendig war. Inspiriert wurde die Unterscheidung von prospekti-ver und retrospektiver Finalität, die ich in Dimpel 2018a und Dimpel 2018b ent-wickele, durch Reichlin 2010, S. 251f. Reichlin referiert hier das ›paradox of con-tingency‹ von Paul Ricœur: »Was in einer sukzessiven und prospektiven Zeitdi-mension kontingent erscheint, gilt in der konfigurierenden und retrospektiven als notwendig. Ricœur konzipiert Kontingenz auf diese Weise als ›Beobach-tungskategorie‹, also als Gegenstand der Deutung oder Zuschreibung. Sie ist von einem Beobachterstandpunkt abhängig, der sich insbesondere durch seine Zeit-perspektive (sukzessiv und prospektiv oder konfigurierend und retrospektiv) auszeichnet.«

- 40 Ähnlich sieht Reichlin (2010, S. 263) eine retrospektive Finalität: »Indem die List der Ehefrau im Voraus angekündigt wird und ihre Begründung zugleich einen dem Moment geschuldeten Einfall darstellt, wird sichtbar, wie durch eine nachträgliche Finalisierung Möglichkeiten ausgeblendet und der Eindruck von Notwendigkeit erzeugt wird.«
- 41 Vgl. etwa die Bezeichnung des Ehebruchs als Mord von Petrus und die folgende Mordintention des Blinden; weiterhin die Abfolge beim Gewaltmotiv, dass der Stock zunächst als Werkzeug und später als potentielle Waffe betrachtet wird (Klopfen gegen Äste; Schlagen von Nebenbuhlern beim Umfängen des Baums, V. 118); ebenso beim Messer, das zunächst als Werkzeug zur Apfelteilung und später als Waffe zur Bedrohung von Petrus dient.
- 42 Die Kontingenzthese ist bei Reichlin (2010, S. 267f. und passim) elaboriert ausgestaltet und wird auch differenziert: »Ich möchte jedoch nicht von einer solchen Alternative zwischen Kontingenzexposition und konfigurierender Funktionalisierung (Sinnstiftung) ausgehen, sondern die Szene als ›paradox of contingency‹ im Sinne Ricœurs lesen. Die erzählten Möglichkeiten und die Möglichkeiten des Erzählens schlagen ineinander um, so wie bei der Blindenheilung der Ehebruch zugleich als notwendig und als kontingent erscheint.« (Ebd., S. 268)
- 43 Vgl. Slenczka 2004, S. 157; weiter Schlechtweg-Jahn 2018, S. 270: »Das Märe konfrontiert hier letztlich unlösbar zwei Logiken, eine immanente, in der Christus/Petrus zum Spielball einer Ehebrecherin werden und mit den göttlichen Geboten und einem Wunder Schindluder getrieben wird, und eine transzendente, in der die Heilsgewissheit des Opfertodes Christi unangetastet bleibt, Ehebruch in der Welt aber nicht verhindert oder gesühnt werden kann.« Ich sehe den Eingriff von Christus damit als beendet an, als nach der Heilung und der klugen Rede der Frau vermutlich auch die Misshandlung der Frau endet – aufgrund der Allwissenheit kann kaum die Rede davon sein, dass er lediglich Spielball ist. Die Menschen regeln nach der Heilung alles selbst: Die Frau bestraft den Blinden für die Misshandlung, Petrus will eine unangemessene Strafe für die Frau und wird dafür recht milde bestraft – warum sollte ein vergebender Gott nun noch strafend eingreifen wollen?

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Novellistik des Mittelalters. Märendichtung. Hrsg., übers. und kommentiert von Klaus Grubmüller, Frankfurt a.M. 1996 (Bibliothek des Mittelalters 23).

Romane des 15. und 16. Jahrhunderts. Nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Frankfurt a.M. 1990 (Bibliothek der frühen Neuzeit 1/1).

Sekundärliteratur

- Ajouri, Philip: Erzählen nach Darwin. Die Krise der Teleologie im literarischen Realismus: Friedrich Theodor Vischer und Gottfried Keller, Berlin/New York 2007 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 43).
- Bachorz, Stephanie: Zur Analyse der Figuren, in: Wenzel 2004, S. 51–67.
- Beutin, Wolfgang: Sexuelsymbolik in einem Fundus spätmittelalterlicher Kleinplastiken (›Insignien‹) und in der Dichtung (Verserzählung, Fastnachtspiel, Märchen), in: Mediaevistik 18 (2005), S. 19–67.
- Beyerle, Dieter: Der doppelte Betrug. Ein Thema der mittelalterlichen Novellistik, in: Romanistisches Jahrbuch 30 (1979), S. 63–82.
- Dimpel, Friedrich Michael: Finalität versus Linearität statt Finalität versus Kausalität: Verknüpfungstechniken im ›König Rother‹, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 255 (2018a), S. 247–271.
- Dimpel, Friedrich Michael: Poetische Gerechtigkeit, finales und lineares Erzählen im ›Begrabenen Ehemann‹ und in der ›Frauentreue‹, in: Wagner, Silvan (Hrsg.): Märendichtung als Grenzphänomen, Bayreuth 2018b (Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 37), S. 87–115.
- Dimpel, Friedrich Michael: *des willn si bêde wârn bereit*: Deviante Stimmen und wie Antikonie Handlungsautonomie postuliert, in: Journal of the International Arthurian Society 6 (2018c), S. 95–122.
- Dimpel, Friedrich Michael: Die Zofe im Fokus. Perspektivierung und Sympathiesteuerung durch Nebenfiguren vom Typus der Confidante in der höfischen Epik des hohen Mittelalters, Berlin 2011 (Philologische Studien und Quellen 232).
- Friedrich, Udo: Metaphorik des Spiels und Reflexion des Erzählens bei Heinrich Kaufringer, in: IASL 21 (1996), S. 1–30.
- Haferland, Harald: Metonymie und metonymische Handlungskonstruktion. Erläutert an der narrativen Konstruktion von Heiligkeit in zwei mittelalterlichen Legenden, in: Euphorion 99 (2005), S. 323–364.
- Haferland, Harald: ›Motivation von hinten‹. Durchschaubarkeit des Erzählens und Finalität in der Geschichte des Erzählens, in: DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung 3 (2014), S. 66–95. ([online](#))
- Haferland, Harald/Schulz, Armin: Metonymisches Erzählen, in: DVjs 84 (2010), S. 3–43.
- Haupt, Birgit: Zur Analyse des Raums, in: Wenzel 2004, S. 69–87.

- Hübner, Gert: Historische Narratologie und mittelalterlich-frühneuzeitliches Erzählen, in: *Literaturwissenschaftlichen Jahrbuch* 56 (2015), S. 11–54.
- Hume, David: Ein Traktat über die menschliche Natur. 1: Über den Verstand, Hamburg 1978 (Philosophische Bibliothek 283a).
- Jannidis, Fotis: Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie, Berlin/New York 2004 (Narratologia 3).
- Jannidis, Fotis: Literarisches Wissen und Cultural Studies, in: Huber, Martin/Lauer, Gerhard (Hrsg.): *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, Tübingen 2000, S. 335–357.
- Jesinghausen, Martin: Der Roman zwischen Mythos und Post-histoire – Clemens Lugowskis Romantheorie am Scheideweg, in: Martínez, Matias (Hrsg.): *Formaler Mythos. Beiträge zu einer Theorie ästhetischer Formen*, Paderborn [u. a.] 1996, S. 183–218.
- Jurchen, Sylvia/Wagner, Silvan: *Man sol mich hubschen luten lesen: die mittelalterliche Kunst der abstrusen Belehrung in neuen Übertragungen*, Würzburg 2023.
- Kaiser, Gerhard: Der »Weg um die Kugel«. Clemens Lugowskis semantischer Umbau vom »mythischen Analogon« zur »deutschen Wirklichkeit«, in: *Journal of Literary Theory* 3 (2009), S. 73–102.
- Kiening, Christian: Literaturwissenschaftliche Mediävistik / Mediävistische Literaturwissenschaft, in: *DVjs* 89 (2015), S. 616–624.
- Kindt, Tom: *Unzuverlässiges Erzählen und literarische Moderne. Eine Untersuchung der Romane von Ernst Weiß*, Tübingen 2008 (Studien zur deutschen Literatur 184).
- Knapp, Fritz Peter: Kausallogisches Erzählen unter den weltanschaulichen und pragmatischen Bedingungen des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Schneider, Christian/Kragl, Florian (Hrsg.): *Erzähllogiken in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Akten der Heidelberger Tagung vom 17. bis 19. Februar 2011*, Heidelberg 2013 (Studien zur historischen Poetik 13), S. 187–206.
- Koschorke, Albrecht: *Wahrheit und Erfindung: Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt am Main 2017.
- Kragl, Florian: Alterität als Methode, in: Braun, Manuel (Hrsg.): *Wie anders war das Mittelalter? Fragen an das Konzept der Alterität*, Göttingen 2013 (Aventiuren 9), S. 95–126.
- Kulenkampff, Jens: David Hume, München 1989 (Grosse Denker).
- Mackie, John L.: Causes and Conditions, in: *American Philosophical Quarterly* 2 (1965), S. 245–264.
- Martínez, Matías: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*, Göttingen/Zürich 1996 (Palaestra 298).
- Martínez, Matías/Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*, München 1999.

- Matthews, Robert: Storks Deliver Babies ($p=0.008$), in: Teaching Statistics 22 (2000), S. 36–38. ([online](#)).
- Meincke, Anne Sophie: Finalität und Erzählstruktur. Gefährdet Didos Liebe zu Eneas die narrative Kohärenz der ›Eneide‹ Heinrichs von Veldeke?, Stuttgart 2007.
- Mellmann, Katja: Monokausalität und Pseudointentionalität. Zwei kognitive Prägnanzprinzipien des Erzählens, in: Horvath, Márta/Mellmann, Katja (Hrsg.): Die biologisch-kognitiven Grundlagen narrativer Motivierung, Münster 2016 (Poetogenesis 10), S. 75–105.
- Möllenbrink, Linus: Person und Artefakt: Zur Figurenkonzeption im ›Tristan‹ Gottfrieds von Strassburg, Tübingen 2020 (Bibliotheca Germanica 72).
- von Müller, Mareike: »Et sic est finis?« Prägnanzspiele und Konstruktionen des Endes in mhd. Kleinelik am Beispiel von ›St. Petrus und der Holzhacker‹ und ›Der Müller im Himmel‹, in: Dimpel, Friedrich Michael/Wagner, Silvan (Hrsg.): Prägnantes Erzählen (Brevitas 1 – BmE Sonderheft), Oldenburg 2019, S. 469–496. ([online](#))
- Peplies, Tim Adrian: Kausalität und kausales Erklären. Über Entwicklungsschwierigkeiten im sozialwissenschaftlichen Denken, Diss. Düsseldorf 2021. ([online](#))
- Reichlin, Susanne: Zeitperspektiven. Das Beobachten von Providenz und Kontingenz in der ›Buhlschaft auf dem Baume‹, in: Herberichs, Cornelia/Reichlin, Susanne (Hrsg.): Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur, Göttingen 2010 (Historische Semantik 13), S. 245–270.
- Ruh, Kurt: Höfische Epik des deutschen Mittelalters. 1. Teil: Von den Anfängen bis zu Hartmann von Aue. 2., verb. Aufl, Berlin 1977 (Grundlagen der Germanistik 7).
- Scheuer, Hans Jürgen: Schwankende Formen. Zur Beobachtung religiöser Kommunikation in mittelalterlichen Schwänken, in: Strohschneider, Peter (Hrsg.): Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin 2009, S. 233–277.
- Schlechtweg-Jahn, Ralf: Gott erzählen. Überlegungen zum Religiösen in der ›Buhlschaft auf dem Baume‹, in: Wagner, Silvan (Hrsg.): Märendichtung als Grenzphänomen, Bayreuth 2018 (Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 37), S. 257–276.
- Schmid, Wolf: Narrative Motivierung: Von der romanischen Renaissance bis zur russischen Postmoderne, Berlin 2020 (Narratologia 69).
- Schmid, Wolf: Elemente der Narratologie, Berlin/Boston 2014 (De Gruyter Studium).
- Schneider, Christian/Kragl, Florian (Hrsg.): Erzähllogiken in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Akten der Heidelberger Tagung vom 17. bis 19. Februar 2011, Heidelberg 2013 (Studien zur historischen Poetik 13).
- Schulz, Armin: *Dem búasant er daz houbt abe beiz*. Eine anthropologisch-poetologische Lektüre des ›Busant‹, in: PBB 122 (2000), S. 432–454.

- Slenczka, Alwine: *Mittelhochdeutsche Verserzählungen mit Gästen aus Himmel und Hölle*, Münster [u. a.] 2004 (Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 5).
- Strasen, Sven: Zur Analyse der Erzählsituation und der Fokalisierung, in: Wenzel 2004, S. 111–140.
- Stegmüller, Wolfgang: *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*. Band 1: Erklärung, Begründung, Kausalität. 2., verb. u. erw. Aufl, Berlin [u. a.] 1983.
- Störmer-Caysa, Uta: *Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman*, Berlin 2007.
- Strohschneider, Peter: Inzest-Heiligkeit. Krise und Aufhebung der Unterschiede in Hartmanns ›Gregorius‹, in: Huber, Christoph [u. a.] (Hrsg.): *Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters*, Tübingen 2000, S. 105–133.
- Vießmann, Kai: *Kausalität und Intentionalität*, Diss. Oldenburg 1976. ([online](#))
- Wandhoff, Haiko: *Gefährliche Blicke und rettende Stimmen. Eine audiovisuelle Choreographie von Minne und Ehe in Hartmanns ›Erec‹*, in: Müller, Jan-Dirk (Hrsg.): ›Aufführung‹ und ›Schrift‹ in Mittelalter und Früher Neuzeit, Stuttgart/Weimar 1996 (Germanistische Symposien. Berichtsbände 17), S. 170–189.
- Well, Benjamin van: *Mir troumt hînaht ein troum: Untersuchung zur Erzählweise von Träumen in mittelhochdeutscher Epik*, Göttingen 2016 (Schriften der Wiener Germanistik 4).
- Wenzel, Franziska: *Figuren des Aufschiebs. Unheil in kleinepischen Texten*, in: Bulang, Tobias/Toepfer, Regina (Hrsg.): *Heil und Heilung. Die Kultur der Selbstsorge in der Kunst und Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Heidelberg 2020 (GRM-Beiheft 95), S. 171–206.
- Wenzel, Peter (Hrsg.): *Einführung in die Erzähltextanalyse. Kategorien, Modelle, Probleme*, Trier 2004 (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium 6).
- Willms, Eva: *Ez was durch versuochen getân: Überlegungen zu Erecs und Enîtes Ausfahrt bei Hartmann von Aue*, in: *Orbis litterarum* 52 (1997), S. 61–78.
- Wirtz, Markus Antonius (Hrsg.): Artikel ›Kausalität‹, in: *Dorsch-Lexikon der Psychologie*, o. J. ([online](#))
- Wolfzettel, Friedrich: *Doppelweg und Biographie*, in: Ders. (Hrsg.): *Erzählstrukturen der Artusliteratur: Forschungsgeschichte und neue Ansätze*, Tübingen 1999, S. 119–141.
- Yu, Meihui: *daz si niht wizzen umb des leben / der in ze vater ist gegeben. Transzendenter Ursprung und dynastische Genealogie im ›Schwanritter‹*, in: Kössinger, Norbert/Lembke, Astrid (Hrsg.): *Konrad von Würzburg als Erzähler*, Oldenburg 2021 (BmE Themenheft 10), S. 163–188. ([online](#))

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel

FAU Erlangen-Nürnberg

Bismarckstr. 1

91054 Erlangen

E-Mail: mail@dimpel.de

ORCID: 0000-0003-4833-4897

GND: 1057584525